

Michaelstr. 56/58
Hasscheleierel
Gartenglas
auten-ter)
tulas sowie sämtliche
sten Preisen.

fuhr!
als gut und
nnten
Herde
ritetts

Schloßerei und
Schmiede-Gewerbe
tunsgesellschaft
wie: Drehbänke,
Bohrmaschinen,
Schmiedebänke,
Schmieden, Zersch-
mitten, Motoren, Werk-
zeuge u. v. a. m.
vorzüglich, zuhand-
bittig zu verkaufen.
Max Edwin, Zof-
leider Oberbiller-
Allee 167, St. 171882

Herde, Ofen
gebr. Netz vorrätig
Büffeldorf, Lager
Friedrichstraße 140

Küchen
von 150,- an
Schlaf-
zimmer
Schrank 1,80 breit
1205,-

Speise-
zimmer
kompl. 275,-
Alle Einzelmöbel
und Polsterwaren
besonders billig.
Auch Ebeleiern!

Lüftung,
Büffeldorf,
Biller Allee 140
bisher Auktionsh.

Antiquar von allem
Gold und
Silber
zu hohen Preisen.
J.P. Plüden.

Industrie-Karoff,
zum Einstellern,
äußerst billig.
Franz Daus, Be-
stellungen nimmt
entgegen. Allee
Friedrichstraße 183
Telefon 5402.

Unterhaltener
Schlafwagen
auch für jedes Ge-
schäft geeignet.
Unterhaltungswagen
3 x 2,20 m zu ver-
kaufen, Nachener
Straße 17.

Ein gut erhalt.
komplettes Eichen-
Schlafzimmer
sehr billig zu ver-
kaufen. Zu erkauf-
en bei. Zeitung.

0. A. Wohnung
hält Wiederbrin-
ger Verl. Gewalts-
aufsteige. Ausgeb.
Restaurant, Hotel
Blum, Rotl.

Wort.
Arbeitsdienst, Wm-
und verweisen ge-
gangen. Gegen Be-
zahlung abzugeben
bei, Siegenstraße 1.

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS=GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr 38 — Sonntag, 23. September 1934

Herbstlich sonnige Tage.

Herbstlich sonnige Tage,
Mir beschieden zur Lust,
Euch mit leiserem Schläge
Grüßt die atmende Brust.

O wie waltet die Stunde
Nun in seliger Ruh!
Jede schmerzende Wunde
Schließt sich leise zu.

Nur zu rasten, zu lieben,
Still an sich selber zu bau'n,
Fühlt sich die Seele getrieben
Und mit Liebe zu schau'n.

Jedem leisen Verfärben
Lausch' ich mit stillem Bemühn,
Jedem Wachsen und Sterben,
Jedem Welken und Blühn.

Selig lern' ich es spüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geist und Welt sich berühren
Zu harmonischem Klang.

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Ist's dem Schauenden nur.

Emanuel Geibel.

Herbstlicher Park.

Im Park bemüht sich eine Reihe Arbeiter, den beginnenden Herbst zu verjagen. Sie laden das welke Laub von den Wiesen und Wegen und kahle Äste in hohe Karren und bringen alles weit fort. Man bezahlt sie dafür und kann nicht verlangen, daß sie ihre Beschäftigung mit einer besonderen Weihe ausüben, wie man auch keinem Totengräber übel nimmt, daß er die große Zeremonie des Begrabens nicht anders vollzieht, als ein jeder Mensch seine alltägliche Berufsarbeit leistet.

Und doch helfen jene gleichgültigen Arbeiter, daß sich die wunderbare Wandlung des herbstlichen Parkes in ein fast Frühlingshaftes verwirklichen kann. Die Bäume haben ja noch lange so viel Laub, daß sie die Illusion des frischen Lebens erwecken können, und der kurz geschorene Rasen ist so hell, als sei es sein erstes Wachsen. Im Mittagsglanz ist die Sicht weit, und das leichte Erblässen und Durchsichtigwerden des Laubes sehr ähnlich dem noch nicht zur vollen Farbe gereiften. Der Park will seine Schönheit noch nicht hergeben, will es nicht wahr haben, daß er alt geworden ist, und daß es ein Sterben gibt.

Gegen Abend aber ist in der Luft die schwere Reife, die das frische Atmen nicht zuläßt, und auch der See ist verändert. Er spiegelt nicht mehr die Sonne und man kann nicht mehr in ihn hineinschauen. Mattgrün ist er wie die Trauerweiden, die tief über ihn herabhängen.

Wie verloren liegen die Boote aneinandergekoppelt mitten im See, ohne Aufgabe und fremd in ihren fröhlich grellen Farben. Nur wenn ein Sonntag nochmals Sonne und blauen

Himmel beschert, erwachen der Teich und die Boote. Lärmende und spritzende Kahnfahrer suchen die stillsten Winkel des Sees heim und der Strahl der Fontaine steigt noch einmal mächtig gen Himmel und zerstäubt im aufkommenden Wind in langen seidenen Fahnen. An den Werktagen aber liegt der See verlassen und die Boote hat man nur noch im Wasser gelassen, weil man noch einen weiteren sonnigen Sonntag erhofft. Sie warten träumend und gelassen ihrer Beurlaubung für den Winter, während ihre wildern Brüder draußen in den Flüssen an den Ankerketten zerren, als wollten sie noch einmal auf große Fahrt.

Am Abend ist der Park seltsam weich und voller Düfte, und wenn erst die ersten Herbstnebel über ihn fallen, dann ist er so weit und einsam, daß man sich in ihm verlieren könnte. Um die Laternen sind matte Lichtnebel, nicht hell genug, um die Wege zu beleuchten, aber mächtig, das Geäst und die Blätter der umstehenden Bäume ihrer Natur zu entkleiden und als ein unwirkliches silberiges Gebilde in die Nacht zu hängen.

Am anderen Morgen ist es dann wieder der Park, der den Anschein des Frühlings und des ewig jungen Lebens erwecken will. Nur hier und da besinnt sich ein Baum auf seine herbstliche Pflicht und steht mit brennenden Blättern wie eine Mahnfackel inmitten der übrigen Bäume. Wie eine Mahnfackel, denn der Park will nicht sterben. Man merkt jetzt, daß er von dem Charakter der ihn umgebenden Stadt gebildet wurde. Er ist zivilisiert und möchte von den großen Naturgesetzen, die jetzt das Vergehen fordern, unabhängig sein. Das Sterben ist etwas, an das die Stadt nicht gerne erinnert sein will, es würde ihr Dasein erschüttern, und darum will sie auch nicht wie die Dörfer ihre Toten mitten unter sich haben, sondern begräbt sie weit draußen. Im Park werden die Zeichen der Verwesung entfernt. Er muß zwar auch einmal sterben, aber er sagt es nicht so laut und brutal wie der Wald und das Feld draußen, er bleibt frühlingshaft schön bis zum Ende, und darum haben wir Städter eine so große Liebe zu ihm.

W. D.



Das Antlitz der Heimat / Herbst im Reuschenberg

Phot. W. Pfeifer, Neuß

Tyl Kolup

NR. 4

Erzählung
aus der Reihe
Dreyenmännlein

VON KARL NEUSSMÜLLER

Wenn er mit seinem Kanzler zu des Landes Wohlergehen Beratungen gepflogen oder zu Gericht gesessen hatte, dann stand es ihm wohl an, von den Geschäften auszuruhen. Dann erheiterte ihn Gesang und Lautenspiel, erquidete ihn Helkenlieder und Mären. Und die Helkenlieder hörte er am liebsten; ja, er fandte eigens Gelehrte durch seine Lande, dem Volke Lieder abzuhören und aufzuschreiben. Kamen dann die Abgesandten von ihren Fahrten zurück, so wurde der Kaiser nicht müde, immer wieder zu lauschen und neues zu hören. Der trefflichste der Gelehrten aber war Einhart, ein schöner Mann und vorzüglichster Erzähler. Er wusste die Lieder gar prächtig aufzusagen und mit klingender Stimme vorzutragen, so daß der Kaiser ihn gern hatte und ihm gnädig gelinnte war.

Oftmals hieß der Herrscher seine Tochter Hadwig an seinen Freuden teilnehmen, denn sie war ihm besonders teuer; ihr Liebreiz entzückte sein Auge und ihre Fröhllichkeit tat seinem Herzen wohl. Wie gerne lauschte auch sie den Erzählungen des schönen, jungen Gelehrten. Wie hingen ihre Augen an den Lippen des Erzählers, wenn er mit seiner reinen, klaren Stimme die Gestalten lebendig machte und damit die Geschehnisse so zum Greifen nahe rückte. Ihr ganzes Sinnen drängte zu Einhart hin und in Liebe war sie ihm zugetan. Einhart aber verbarg seine Minne zu der schönen Kaiserstochter tief in seinem Herzen. Er wollte ihr keinen Kummer bereiten. So haben sie sich wohl oft minniglich an, doch traute sich keiner von beiden, das erste Wort zu sprechen.

Da fandte der Herrscher von Byzanz Boten, welche um die Hand Hadwigs werben sollten. Wie erschrak sie, als sie die Kunde vernahm. Nun erkannte sie erst recht, daß ihr Herz schon immer

folgschaft verlor und schließlich ermüdet vom vergeblichen Suchen am Stamme einer Buhe entschlummerte. Er träumte einen gar lieblichen Traum von zwei Rosen, die ihm seine Tochter Hadwig darreichte, da erwachte er von seiner leisen Berührung am Arme auf. Er fuhr empor und wollte seine Waffen ergreifen, doch staunte er nicht wenig, als er zwei lachende Knaben vor sich sah, die schnell mit Speer und Schwert davonprangen. Hatte er vorher eilig den Hirsch gejagt, so mußte er nun hinter den Knaben herrennen. Er erreichte sie gerade noch, als sie vor einer versteckten Waldhütte die Waffen einer schönen Frau in den Schoß legten. Diese blickte voll Erstaunen erst auf Schwert und Speer, dann auf den hohen Jägermann im Barte. Sie holte behende einen vollen Becher und bat den Jäger demütig zu Gaste. Ihr zitterten die Knie, denn wohl hatte sie den geliebten Vater auf den ersten Blick erkannt, aber er schien in der braunen Waldfrau seine Tochter nimmer wiederzufinden.

Sie amtierte erst auf, als Einhart, durch Bart und Sonnenverbrannte Haut gleichfalls ein anderer geworden, vom Fischfang heimkehrte und sich mit ihr beraten konnte. So briet sie Wildbret, zerlegte es und bot dem Kaiser sein Liebesschid wie einst daheim in Nachen mit freundlichem Lächeln an. Der kostete von dem duftenden Rehrücken, und eine ferne Erinnerung überkam ihn. „O Hadwig!“ flüsterte er unbewußt mit verlorenem Blick, „mein geliebtes Kind, hält ich Dich wieder!“ Da konnte Hadwig sich nicht mehr bezwingen und stürzte ihm weinend zu Füßen. Auch Einhart, sein treuer Dienermann, kniete ehrerbietig vor ihm nieder, und die beiden Enkel, die ihn so tedlich befohlen, küßten bittend seine Hände, ihm mit kindlichem Vertrauen in die Augen blickend.



Unberhofft kommt oft

Das Reiten auf Wildpferden ist sonst ein beliebter Sport in Amerika.

Einhart gehört hatte. In ihrem Schmerz vertraute sie sich ihm an und bat ihn zur Nachtrunde in ihre Kemenate. Als sie beide zum ersten Male in ihrer Herzensnot zusammen waren, kam ihnen ihre Liebe, die bisher nur immer im Verborgenen blühen durfte, erst recht zum Bewußtsein und sie gestanden sich ihre gegenseitige glühende Zuneigung. Sie mochten nicht mehr voneinander lassen, herzen und küßten sich und sprachen davon, was nun wohl werden sollte. Und als der Morgen graute, und Einhart gehen mußte, da sah er, daß über Nacht Schnee gefallen war. Mit Schrecken dachte er daran, daß der Wächter des Frauenpalastes seine Fußspuren sehen und dem Kaiser von dem Besuche bei seiner Tochter Hadwig Mitteilung machen würde.

Hadwig lächelte schlau, küßte den Geliebten inniglich und trug ihn auf ihrem Rücken durch den Schnee in Sicherheit. Dann kehrte sie in ihre Kemenate zurück, froh in dem Gedanken, ihn geborgen zu wissen. Doch, oh weh! Das heimliche Tun war beobachtet worden. Der Kaiser stand nach einer schlaflosen verbrachten Nacht im Morgengrauen am Fenster seines Schlafgemaches, da sah er den wunderlichen Anzug im Schnee. Erst kam ihm das Lachen an; doch als er die holde Lastträgerin als seine Tochter erkannte, ergrimmte er und ward zugleich tief traurig. Er berief seine Räte zu sich und verbannte die beiden für immer von seinem Hofe.

Bitterlich weinend über das gestrenge Gebot ihres Vaters, zog Hadwig mit Einhart fort in die Fremde. Traurig darüber, daß sie den geliebten Vater und die Heimat verlassen mußte, freute sie sich doch, daß der Mann, dem ihr Herz gehörte, bei ihr weile und ihr Leid teile. Wohin sollten die Verlorenen sich nun wenden? Einhart's Bruder, der drüben weit über dem Rhein Abt eines Klosters war, würde ihnen wohl Erbschaft geben und ihnen mit Rat zur Seite stehen. Sie wanderten nun Tag um Tag, daß die Füße schmerzten. Mit todwundem Herzen gedachten sie der Heimat und Hadwig weinte über den Groll ihres Vaters. Doch je näher sie der neuen Heimat kamen, desto ruhiger wurden ihre Gemüter, und das gemeinsam getragene Leid band ihre Herzen immer fester.

Der fromme Abt ließ sich ihre Geschichte erzählen, und tief ergrißen legte er ihre Hände ineinander und segnete sie. Da das Waldhaus des vor kurzem verstorbenen alten Klosterjägers leer stand, wies der Abt ihnen hier ihre Wohnstätte an, die sie nun dankbar und frohen Herzens bezogen.

Ein verträgliches und stilles Glück blühte nun in der grünen Einsamkeit der weiten Wälder auf. Wohl vergaß Hadwig nimmer des Vaterhauses, wohl flossen ihre Tränen oft vor Sehnsucht nach dem zürnenen Kaiser, aber in ihrer großen Liebe zu Einhart überwand alles. Zwei blühende Kinder, kraftvoll und schön, wuchsen in ihrer Einsamkeit auf. Und ihr Glück wäre ungekürzt gewesen, wenn sie die Verzeihung ihres harten Vaters hätte erlangen können.

So gingen die Jahre hin. Der Kaiser kehrte von manchem Feldlager heim in seine Pfalz nach Nachen. Unter den Heiden, gegen die er gezogen war, hatte er alle Gedanken an sein verstorbenes Kind verstreut, aber nun, in der Ruhe seines Hofes, wo ihn alles an es erinnerte, padte ihn das Verlangen nach Hadwig wieder mächtig.

Er hatte heimlich nach ihr forschen lassen, aber niemand wußte, ob sie noch lebte oder wo sie sich aufhielt. Endlich gab der Kaiser die Bemühungen auf und suchte sich auf Reisen zu gestreuen oder lag dem edlen Weidwerk ob.

So jagte er eines herrlichen Morgens in den Wäldern am Rheinstrom. Die Jagd brachte ihn so in Eifer, daß er seine Ge-

folgehaft verlor und schließlich ermüdet vom vergeblichen Suchen am Stamme einer Buhe entschlummerte. Er träumte einen gar lieblichen Traum von zwei Rosen, die ihm seine Tochter Hadwig darreichte, da erwachte er von seiner leisen Berührung am Arme auf. Er fuhr empor und wollte seine Waffen ergreifen, doch staunte er nicht wenig, als er zwei lachende Knaben vor sich sah, die schnell mit Speer und Schwert davonprangen. Hatte er vorher eilig den Hirsch gejagt, so mußte er nun hinter den Knaben herrennen. Er erreichte sie gerade noch, als sie vor einer versteckten Waldhütte die Waffen einer schönen Frau in den Schoß legten. Diese blickte voll Erstaunen erst auf Schwert und Speer, dann auf den hohen Jägermann im Barte. Sie holte behende einen vollen Becher und bat den Jäger demütig zu Gaste. Ihr zitterten die Knie, denn wohl hatte sie den geliebten Vater auf den ersten Blick erkannt, aber er schien in der braunen Waldfrau seine Tochter nimmer wiederzufinden.

Sie amtierte erst auf, als Einhart, durch Bart und Sonnenverbrannte Haut gleichfalls ein anderer geworden, vom Fischfang heimkehrte und sich mit ihr beraten konnte. So briet sie Wildbret, zerlegte es und bot dem Kaiser sein Liebesschid wie einst daheim in Nachen mit freundlichem Lächeln an. Der kostete von dem duftenden Rehrücken, und eine ferne Erinnerung überkam ihn. „O Hadwig!“ flüsterte er unbewußt mit verlorenem Blick, „mein geliebtes Kind, hält ich Dich wieder!“ Da konnte Hadwig sich nicht mehr bezwingen und stürzte ihm weinend zu Füßen. Auch Einhart, sein treuer Dienermann, kniete ehrerbietig vor ihm nieder, und die beiden Enkel, die ihn so tedlich befohlen, küßten bittend seine Hände, ihm mit kindlichem Vertrauen in die Augen blickend.

Kembold den Fals, „aber Jungfräulein, nun nehmt auch einmal die Laute und singt uns ein Lied“, wandte er sich nach dem Trunt an Agnes.

Sie ließ sich auch nicht lange bitten, stand auf und nahm das Instrument aus Kembolds Händen, stimmte und sang ein Lied. Der süße Wohlklang ihrer Stimme fügte sich harmonisch zu dem Saitenspiel ihrer feinen, schlanken Finger. Es war eine Lust, zuzuhören.

Derzlicher Beifall aus dem Munde des Gastes und ein brennender Blick aus seinen Augen ließ sie noch ein Lied singen. Und zu ihm aufschauend, griff sie in die Saiten. Dabei entfloßen die Töne ihrer Kehle und ein klarer Quell tiefer Liebe erweiterte sich zum Strome und riß die Herzen mit fort...

„Vor Eurem Spiel muß ich mich gar verheiden, Agnes“, wie hörte ich dergleichen irgendwo; Ihr seid eine Zauberin. Habt Dank für Eure schöne Musik!“ sagte Kembold und sah ihr tief in die Augen.

Verwirrt schlug sie den Blick zu Boden und nahm ihre Handarbeit wieder auf. Doch das Wirken wollte ihr nimmer gelingen heute Abend, das Blut stürmte und wallte zum Herzen und wollte nicht zur Ruhe kommen.

Die Unterhaltung zog sich noch lange hin. Der Schultheiß erzählte von der Stadt, ihren Bürgern und Edelknechten, von traurigen und fröhlichen Tagen in ihren Mauern und des bevorstehenden Festes ward am meisten gedacht.

Als die Nacht sich senkte, die Sterne über dem Quirinusdome aufzogen und zuweilen ihren Schimmer flüchtig auf den Tisch warfen, nahm Kembold noch einmal die Laute.

Minniglich sah er Agnes, die Holbe an, und was ihm den ganzen Abend die Brust zu sprengen drohte, sang er ihr zur Guten Nacht!

„Du bist mein, ich bin Dein, Deß sollst Du gewiß sein; Du bist verschlossen in meinem Herzen. Verlor'n ist das Schlüsselchen, Du mußt immer drinne sein.“

Als der Wächter bließ, verabschiedete sich Kembold; zu gerne wäre er noch geblieben.

Er hatte, von seinem Knechte Konradin begleitet, den Salhof längst erreicht, da stand Agnes noch am Fenster ihrer Kemenate und schaute gedankenvoll auf den Markt. Die heiße Stille legte sie an die kühlen Scheiben und verharnte so eine zeitlang...

Dann ging sie zur Ruhe —

Alle Einzelheiten dieses schönen Tages erlebte sie noch einmal und in einem großen Glücksgefühl schlief sie endlich fest ein —

Auf der großen Wiese, die von der Erde und dem Heime, der direkt von Osten kommend, die Stadtmauern bespült, eingefasst ist, herrschte heute frohes Leben und Treiben. Schon früh am Morgen begann das Wandern zur Wiese hin; die letzte Hand wurde noch an die Bauten gelegt, die dort entstanden waren. Noch mancher Hammerhieb war wohl zu tun, ehe das Fest beginnen konnte, aber schon mußten die Bürger mal eben sehen, um den Vorgesetzten zu bekommen. Sie kamen und gingen, guckten und staunten, zeigten und sprachen, und wo einige sich zusammenfanden, bildeten sich bald Gruppen, um von dem Gespräch zu erhalten und in der Stadt berichten zu können.

Die Wiese, auf der sonst Vieh friedlich weidete, zeigte heute ein anderes Gesicht. Festlicher Schmuck in bunten Farben hob sich aus dem saftigen Grün heraus. Ein großes Biered war mit Pfählen abgeheftet, Tannenzweigen darüber genagelt friedigten den Platz ein. Einige Schritte weiter nach innen waren Schranken angebracht, aus edig behauenen Balken, abwechselnd in den Farben rot und weiß gestrichen. An der Längsseite dieses so eingeteilten Festplatzes, der Sonnenseite abgekehrt, erhob sich eine aus Stämmen und Brettern errichtete Halle, mit einem Balken, der hoch über die Schranken hinausragte und von dem aus man den ganzen Platz übersehen konnte. Die Brüstung war reich mit Grün und farbigem Tuch bedeckt und von der Mitte hingen prächtige Tappiche herab. Rings um den Platz standen in kurzen Abständen lange Tannenzweigen im Boden, um die sich Laubgewinde zog und von deren Spitzen bunte Fahnen in festlicher Stimmung über den Turnierplatz wehten.

Auf dem Turme des mächtigen Domes, dessen Baumassen das Stadtbild beherrschten, ging jetzt die Fahne hoch, und damit begann der Festtag, an dem zu Ehren des in der Stadt weilenden Kaisers die Ritter und Edlen sich in friedlichem Wettkampfe messen sollten. Schon am Abend war viel fahrend' Volk und Händler, die ihre Wuden aufschlugen, in die Stadt gekommen; die einen gedachten ihre Künste zu zeigen, die anderen wollten ihre Ware an den Mann bringen. So wüchste jeder im Festes rauch ein paar Gulden zu erhaschen und mit aus der Stadt zu nehmen. Auf verschiedenen Plätzen ertönte Musik. Die Spielleute zeigten schon ihre Künste und brachten Leben in die sonst noch stillen Straßen. Die Bürger kamen aus ihren Häusern, hörten zu und bewunderten reichlich.

Am Brunnen blieben die Mägde heute länger als gewöhnlich beisammen, lacheten und lachten, wiegen sich auch wohl im Takte der herüberwehenden Musik, um dann aber den Krug zu nehmen und heimwärts zu eilen. Alle Arbeit mußte ja heute schneller getan werden, denn es galt, sich für das Fest zu schmiden.

(Fortsetzung folgt.)

Im Herbst.

Raum sind die Felder abgeerntet, da zieht der Pflug wieder über den Ader.



Engstnubner - Rheinreise

„Das ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah“

Die weichen Herbstnebel liegen wie Schleier auf dem Rheintal, und sie versprechen einen Herbsttag, den man nicht vergessen wird; die „Waterland“ kämpft zu Berg, und am alten Zoll in Bonn hat man sich einen bequemen Sitz ergattert, in dem man den größten Teil der neunstündigen Fahrt bis Bingen verbringen wird.

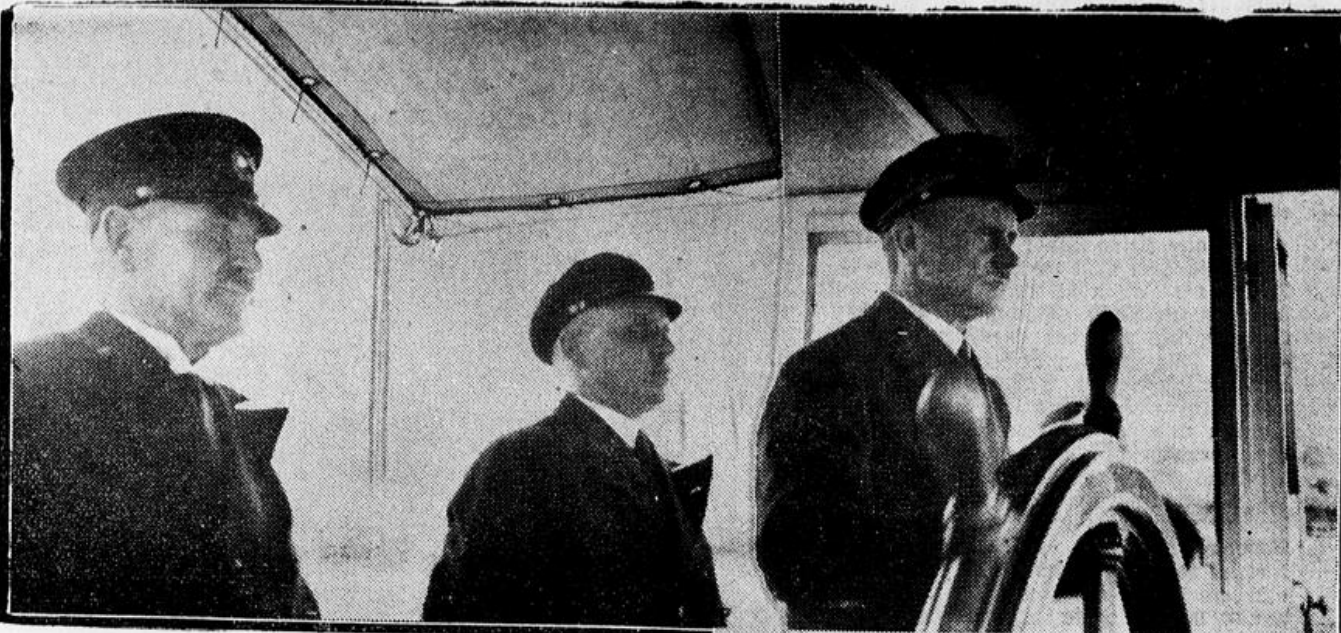
Neben mir sitzt ein alter Mytheer aus Holland, der nachher viel von Tabak- und Deckblättern zu erzählen ruft, zu denen er dieser Tage wieder zurückkehren wollte, vorher aber mußte er noch einmal eine — wie er sagte — „seine Rheinreise“ machen; er war einer von den stillen Genießern; nur hin und wieder sagte er ein beredtes „Geweldig!“ vor sich hin; er reiste — wie er sagte — zum siebenten Male zwischen Bonn und Bingen; einen Tag herauf, einen Tag in Bingen und Mannshausen, und am dritten Tag wieder hinunter in das Niederland. Komisch, daß er sagte, diese Rheinreise sei der Mittelpunkt seines Europa-Aufenthaltes, und von dem Gedanken an sie, oder von der Erinnerung an sie, lebe er eigentlich seine 2 Jahre, bis er wieder „heimkehre“ an den Rhein.

Auf unserem Schiffe fahren viele Ausländer: Belgier, Holländer, Engländer und Franzosen; vier belgische Geisliche sind darunter; sie tragen auf der Couture ein Schleifen in den belgischen Landesfarben; aber man würde sie auch als Belgier erkennen; sie sind auf der Reise nach Oberammergau.

Es ist ein sonniger Herbst am Rhein; der Wein muß wohl gut werden in diesem Jahre, und in der Zeit „zwischen noch und schon“ ist die Rheinfahrt zu Schiff besonders schön. Alle Worte zu seinem Lobe mögen alt und verbraucht erscheinen, man müßte neue Worte zu dessen Preis erfinden. Vielleicht schmeckt man aber doch auch besser, weil man sich sonst zu leicht dabei ertappen würde, daß man sentimental oder auch über-schwänglich wird.

Richtige Rheinfahrt kann eigentlich nur zu Schiff sein; eilige Reisende werden mit der Eisenbahn fahren wollen, werden vielleicht da oder dort einmal aussteigen, um etwa in Bacharach oder Oberwesel, in Boppard oder St. Goar gewesen zu sein; die Reise zu Schiff hat einen großen und tiefen Reiz, und wenn man ganz viel Zeit hätte, dann würde man oft und freudig aussteigen müssen, weil eben diese Städtchen und Dörfer am Mittelrhein eine magische Anziehungskraft ausüben; von Erinnerungen oder Eindrücken beschwingt oder erhaben, beladet oder getragen, grüßen Stadtmauern und Türme, Burgen und Täler, Wald und Hang.

Bald auch verdrängte die so starke Septembersonne die Schleier herbstlichen Nebels aus dem Tal, und der blaue Himmel gibt



„Am Steuer der „Waterland“ sah es so aus ...“

Blick vom Steuerstand aus, wie ihn der Steuermann hat.

unterhalten; vom Krieg natürlich, und von ihrem Leben, sie haben die Sorge, daß sie, wenn die Dampfschiffahrt eingestellt wird, wieder zum „großen Meister“, zum Arbeitsamt müssen. Trotzdem einige von ihnen schon jahrelang auf der Straße Köln-Mainz und Mainz-Köln fahren, sind sie keineswegs etwa abgestumpft der Landschaft gegenüber; sie sehen den Wechsel der Jahreszeit an den Bergen und Menschen; wenn die Wälder und Weinberge sich zu färben beginnen, werden auch die Menschen auf den Schiffen stiller.

Bei unserer Fahrt mißfiel sogar der Versuch, an der Loreley das „Ach, ich weiß nicht, was soll es bedeuten ...“ zu singen; stiller noch als vorher war es auf dem Schiffe, ehe sich hinter St. Goar noch einmal der Strom breiter und gewaltiger dehnte.

Krach um Burgen und Städte

Die Frage, wie die einzelnen vielen Burgen heißen, die da nun seit Koblenz an rechts und links des Rheines am Strom stehen, wird nie ganz gelöst werden; dieser Tage bin ich zum wiederholten Male diese Städte mit dem Schiffe zu Berg und zu Tal gefahren, und immer wieder ergaben sich Meinungsverschiedenheiten darüber, ob dies nun die Burg Rheineck oder Rheinfels, Liebenstein oder Jästenrath, Sterned oder Käs war.

Ein älteres Ehepaar vertrieb sich neidisch-erregt mit Meinungsverschiedenheiten über diesen Punkt den bei weitem größten Teil der Fahrt damit; sie unterbrachen die Fehde um das Recht nur ganz zuweilen, wenn irgendein elementares Ereignis die Gelegenheit dazu bot; sonst aber wurde festweg geknallt; dummerweise war der Mann dieses Mal fast immer im Unrecht, und ich hatte den Verdacht, daß der Mann wider besseres Wissen widersprach, eine Tätigkeit, die man ja sonst bei Männern nur selten feststellt. Sie hatte die „reichillustrierte Karte“ in der Hand, und sie schnitterte den jeweiligen Namen der jeweiligen Burg oder des jeweiligen Ortes in die Gegend, worauf er dann mitteilend lächelte und sagte: „Du irrst, Amalia; dieser Ort heißt nicht Osterpan sondern Reiert!“ Amalia rühte in solchem Falle den Aneiser auf der etwas schwebenden Nase zurecht und sah dann noch einmal nach, ob sie die Karte auch richtig herum in der Hand habe, und dann wiederholte sie, als wenn sie es nur zur eigenen Sicherheit noch einmal sagte: „Osterpan.“

So kann nur das Recht sprechen; und es war auch Osterpan, es stand zwar nicht dran, aber auf der Karte war es unverkennbar. Man ist in solchem Falle immer in Verdringung, danach zu raten, wessen Verweis die Streitenden Geheule sind, in diesem Falle einigte ich mich mit mir, darauf, daß die ältere Ehefrau vielleicht früher Lehrerin oder gar Studentin gewesen sein möchte, denn sie hatte eine unheimliche Geduld, mit der sie der verstorbenen Unwissenheit ihres Partners zu Leibe ging und ohne daß sie ihn dabei etwa den Schadel eingeschlagen hätte; der Mann sah aus, als sei er ein Mediziner; er hatte einen dichten und langwallenden Bart am Kinn hängen; trotzdem trug er unter diesem Kinn eine Krawatte, die aber nur dann sichtbar wurde, wenn die vorgeschriebene frühe Brille vom Lande her Wasser und Luft bedeckte; dann bewegte sich auch der Bart, der vorher sanftlich und überlegen von seinem Besitzer gestreichelt worden war. Mediziner haben ja meistens einen Vollbart; und sie streicheln ihn auch, wenn sie sich nachdenken. Das muß so sein; denn alsdann kommen wohl gute Gedanken. (Streicheln wir also einmal wenigstens die Stelle, wo der Bart sein soll!)



„Das ist Lorenz und sein Vorgesetzter ...“

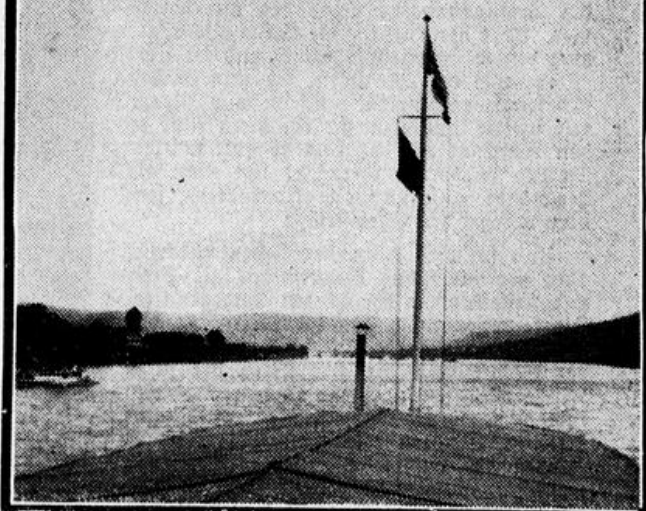
zusammen mit den sich langsam und beständig färbenden Waldern und Nebenhängen jenes pastellfarbene Bild, das wir nur im Herbst sehen dürfen, wenn sich zum letzten Male die Natur schmückt, ehe sie sich zum Sterben hinlegt.

Noch aber hat diese Landschaft nichts vom Tode oder vom Sterben auf der Stirn, sie schmückt sich, wie zum Hochzeits des Jahres, wenn im sonnigen Herbst die Traube schwillt ... und die spielenden und zum Schiffe herüberwinkenden Länder und Wanderer am Ufer wischen entschieden alle derartigen Gedanken aus dem Sinn; man braucht darum nicht, wie jener alte Herr dort, schon zur frühen Morgenzeit aus dem Römer „Traubenkur“ zu machen, aber man weiß es doch jetzt schon, daß man über Tag einmal einen Schoppen davon kosten wird, obwohl man eigentlich ganz andere Vorzüge hatte.

Vielleicht bis zum Bopparder Hamm werden die guten Vorsätze reichen; länger wird man besser nicht für sich garantieren. Aber die Absolutionskraft des seligen Weins vom Staffelsein wird doch auch wohl bis in das Rheintal wirken, und auch hier wird er „Durst und Sünde“ vergehen.

Vom Schiffsjungen Lorenz und den Matrosen

Lorenz war der Schiffsjunge auf „Waterland“. Er hat noch einen langen Weg vor sich, ehe er Kapitän ist, aber er hat doch mit der Laufbahn einmal angefangen, und er kann schon allerlei. Er trug blaue und weiße Flaggen; blau, wenn ein Schleppzug überholt wurde, weiß, wenn die Schiffsbrücke näher kam; er läutete 5 Mal vor dem Ueberholen, und er himmelte melodisch in eigenem Rhythmus, wenn ein Landesplatz in Sicht war; er legte die Trossen aus bei der Landung selbst und beim Abfahren, und zwischendurch verschwand er in der Mannschafslage, wo er logte. Die Matrosen der „Waterland“ waren nett zu ihm und ich habe keine Unfreundlichkeiten gesehen, von denen man ja doch so oft in den Büchern über Schiffsfahrten liest, worin man sehen kann, daß Schiffsjungen es besonders schwer haben sollen. Auch die Matrosen — ich weiß nicht ob das der richtige Ausdruck bei der „Köln-Düsseldorf“ ist — waren Prachtereigend; sie erklärten, wenn sie sich als Wachdienst auf dem vorderen Deck befanden, den Passagieren die Gegend und die Umgebung, verführten sogar plätsch oder französisch zu sprechen, ohne daß sie allerdings, deswegen auch immer verstanden worden wären; wir haben uns lange und ausgiebig miteinander



Die Tour von Koblenz bis Bingen gegen den Strom wurde wesentlich belebt durch solche lustigen Gespräche und Auseinandersetzungen; die sie führten erinnerten in ihrer Zähsigkeit an homerische Helden; solchem Gespräche zu lauschen, wenigstens mit einem Ohr, kann sich natürlich nur der erlauben, der diese Reise nicht zum ersten Male macht; für einen Novizen mag es eine Qual sein.

Ach mache mir nie in meinem Leben an, jemals die Namen der Burgen all zu kennen, die das glückliche Auge sieht; ich will es so genau auch garnicht wissen; mir genügt es, daß sie da sind.

Querschnitt durch einen Kurpark

Es war schon Abend und Dunkelheit; weil nun eben September ist. Dieser Umstand schien die Musiker noch unternehmerischer zu machen, obwohl es keineswegs kühl war. Zwar hatten die meisten Kurgäste den Mantel bei sich; denn normalerweise haben Septemberabende kühl zu sein, nicht nur damit man jagen kann: „Es ist schon kühl heute abend! (Elegischer Teufel!)“ — ja — es wird Herbst!

Dieser Abend wollte aber von solchem Gebrauch nichts wissen; es war, vorchriftswidrigerweise, warm, fast schwül. Das Kurorchester hatte von 8 bis 10, oder richtiger — von 20 bis 22 Uhr zu spielen; es gehorchte und tat also.

Auf der Terrasse des Kurhauses war ziemlich Leere, aber auf den Stühlen rings um den hellerleuchteten Pavillon war Fülle. Meistens waren es ältere Damen, aus welchem Umfange man vielleicht schließen kann, daß es ein Spezial-Bad für ältere Damen ist, dieses Bad hier. Ich weiß es nicht; aber es macht doch solchen Eindruck; vielleicht aber lag es auch an dem Monat, den wir gerade verleben, am September, daß jetzt besonders viele alte Damen in das Bad reisen.

Bäder für ältere Männer werden anders aussehen; mit Regelbath und Stütztafel, denke ich; und mit Gleichmütigkeit, damit der Kalk herunterfällt von den Arterien.

Hier aber war nichts dergleichen. Außer der Musik war feierliche Stille, und diese tat fast gut. Der Kurorchesterdirigent mochte diese Stille nicht leiden, und er befahl seinen Musikern, mit energischem Ausdruck seines bemähten Hauptes, eine ganz moderne, wüste Sache zu spielen, die er dann aber mit dem „Kaiserwalzer“ von Strauß wieder gutmachte. Belagte ältere Damen wiegen mit dem Kopf (wenigstens einige) und schwebten wohl in Erinnerungen, bis schließlich ein Schlusssatz, kurz aber entschieden, dem Kurkonzert ein jähes Ende bereite. Es war punkt 22 Uhr.

Es leerten sich die Stühle und der Park, die Musiker packten die Instrumente ein und irgendwo knippte jemand gut 3, des Lichtes im Park aus, und die Kastanienbäume bewegten ihre Äste noch einige Male im Winde, sie „rauschten“, ehe der Kurpark geschlossen wurde.

Der Kellner schien auch müde zu sein; er verlangte 50 Pfennige für ein Viertelchen offenen Rahweins und unterbrachte mit Discretion ein Gähnen. Beide Forderungen bestanden zu Recht. Beide wurden honoriert indem ich a) 55 Pfennige zahlte und b) mich von der einlauen Kurterrasse entfernte. Fröhlich plätscherte aber noch irgendwo ein Trümmen; man hatte ihn wohl vergessen abzudecken. Ein schlafend wählte man, in einem fernen, verlassenen Dorie zu wohnen, so märchenhaft plätscherte der vergessene Brunnen. (Es war ein gewöhnlicher Wassertränke, wie sich erst am anderen Morgen herausstellte.) Aber wer denkt in so gehobener Stimmung an etwas Pro-fanes?

Alte kleine Stadt

Von Eva Schaweder

Spitze Giebel, buntemalke und vergoldete Holzschnitzereien, fromme Sprüche an den Balken des Fachwerks, altersbraunes Gemäuer, holpriges Pflaster, zwischen dem es in den stilleren Gassen lustig grünt — das ist die alte, kleine Stadt. Sie läßt die Menschen der neuen Zeit ihr schnelles Leben abhangeln und sieht ihnen liebevoll zu wie eine gute alte Oma, die sich ihrer Ruhe freut und dem wichtigen Leben und Treiben der heranwachsenden Entkinder voll Freude und Verständnis und doch auch mit etwas verfeilter Überlegenheit zusieht.

Die alte kleine Stadt ist nicht verlassen und sie ist auch nicht verachtet, weil sie das Tempo der Zeit nicht mehr innehält, sondern sich zur Ruhe gesetzt hat. Bewahre! Es ging ihr wie den Menschen, die do altern. Für eine gewisse Zeitspanne, so in den Fünfzigern und Sechzigern, da ist es nicht ganz einfach, mit sich ins Reine zu kommen und sich auf den Unterschied vor der neubauenden Jugend umzustellen. Vielleicht macht man sich ein bißchen lächerlich, vielleicht wird man ungeduldig, und die Jugend versteht es auch gerade nicht, die Schwierigkeiten zu erleichtern. Und so kam im vorigen Jahrhundert die alte Stadt auch ein wenig in Verfall. Sie galt für unnütz, man wünschte sie zu verjüngen, man brach ab und baute auf — selten zum Vorteil, es war ganz wie bei den Menschen die Verjüngungskur machte es nur schlimmer. Aber dann wurde die kleine alte Stadt noch einige Jahrzehnte älter, und da ging es ihr wie den Menschen, die nun in das Greisenalter kommen. Wenn ein Mensch erst achtzig und neunzig ist, dann gibt es den Weitlauf mit der Jugend auf, und die Jugend wiederum betrachtet ihn nicht als hemmende, anspruchsvolle Konkurrenz, sondern verehrt das Ehrwürdige.

Und so wird denn der hundertste oder der tausendste Geburtstag mit Stolz und Anteilnahme der ganzen Umgebung gefeiert. Die älteste Stadt der Provinz, das ist etwas Besonderes, und die letzten Ruinen der Stadtmauer, die Grabsteine der alten Kirche werden nicht mehr in dem Gedanken betrachtet, wie man diese Verkehrshindernisse beseitigt, sondern wie man diese seltenen Zeugen des Alters möglichst erhält. Ein Konservator wird angestellt, Silber von allen Urkunden werden in die Welt verbreitet, und es geht nicht viel anders zu als bei den Hundertjährigen, denen der Rundfunk gratuliert und deren Bilder in den Zeitungen erscheinen. Man läßt sich gern von den Erinnerungen dieser Uralten bezaubern, die so lüdenhaft sind, wie die Baudenkmäler der alten Stadt, und fühlt in ihrer Nähe eine Stimmung, die sich feierlich mischt aus Ehrung, Mitleiden, Ehrfurcht und Lobesgedanken.

Kleine, alte Stadt — auch du gehst einem langsamen Ende entgegen und der Spaziergänger in deinen Gassen betrachtet mit Erbarmen den rieselnden Regen, das gemüthende Holz deiner Gebäude. Aber er fühlt sich unwiderstehlich angezogen von dieser Magie kummer Erinnerungen, die über Jahrhunderte, Jahrtausende zurückgehen. Voll Liebe und Ehrfurcht pflegen wir dich und achten deine wenigen Anprüche, die du an das Leben stellst, das längst seine völlig anderen Wege geht. Und wenn wir dann an die Zukunft denken, fragen wir uns, ob unsere Städte, die neu aufblühend das Land bedecken, in vielen hundert Jahren einen ebenso geschlossenen Eindruck von Kultur und Schönheit in den Nachfahren erwecken und sie zu Liebe und Bewunderung zwingen werden.

Ach ja — es ist eine Kunst, alt zu werden. Auch für Städte.

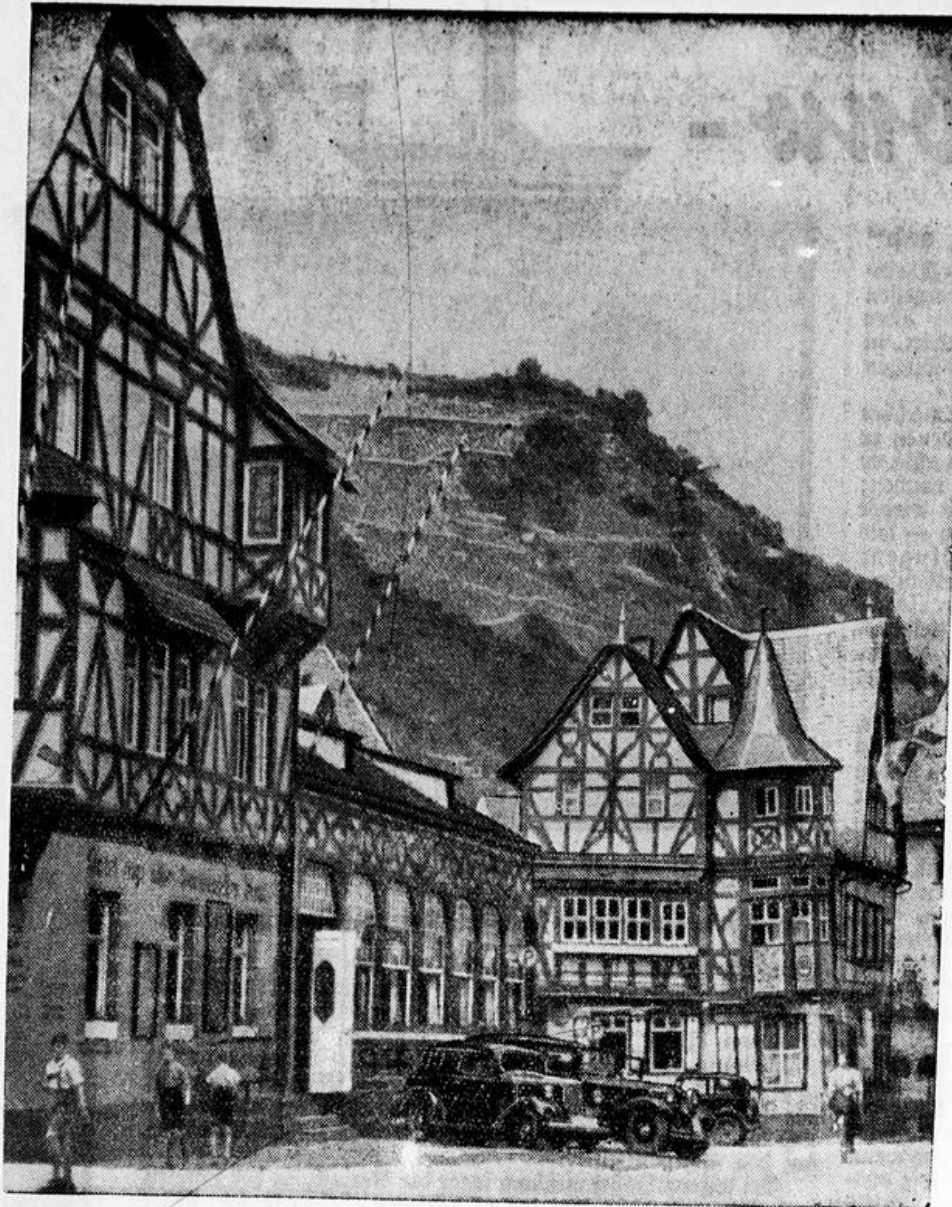
Aus der Zeit im Rhein.

Von Rudolf Herzog!

Der breit und majestätisch im Rheingau dahinstromende Rhein beginnt rascher zu fließen. Ein Erzhäuer fliegt über seinen Spiegel. Hier und dort sprudeln seine Wasser schreckhaft auf, flühen, schäumen, um wie ein durchgehendes Geßpann jäh dahinzuschleichen. Es ist nicht geheimer im Ringer Loch.

Die Strombauverwaltung jagt: es sind die Riffe und Untiefen. Eine Strombauverwaltung darf nur mit einem technischen Gehirn denken und nicht mit einem romantischen, und sie ließ die Felsenriffe unter Wasser, so weit wie sie sie erschaffen konnte, hinwegsprengen und die Fahrstraße verbreitern. Aber von Grund herauf brodelte es weiter und mancher Schlepplahn knirscht heute noch mit dem Kiel über einen geheimnisvollen Gegenstand und bricht auseinander, mancher waghalfige Taucher bleibt auf dem Grunde. Und die Schiffer, die — und wäre es nur für Fremde — noch einen Funken von Romantik im Hirn tragen, sagen: es ist das verfluchte Nibelungen-Gold, und wer ihm zu nahe kommt, wird mundtot gemacht. Was aber jagt das Nibelungenlied?

„Oh“ der reiche König wieder war gekommen. Derweil hatte Hagen den ganzen Schatz genommen: Er ließ ihn bei dem Loche versenken in den Rhein.



In einer kleinen Stadt. . .

Er wähnt, er sollt ihm nutzen, das aber kommt nicht sein. Bevor von Tronje Hagen den Schatz also verbarg, Da hatten sie's geschworen mit Eiden hoch und stark, Daß er verhoßten bliebe, so lang sie möchten leben: So konnten sie's sich selber noch auch jemand anders geloben.“

Der Nibelungenhort im Rhein hat alle Völker angezogen. Der Reich auf das Kleinod, die hier nach dem Besitz hat einst in grauen Römertagen die Ufer des Rheines zum Kampfplatz der Nationen gemacht und Vingen, die „Güterin am Loche“, hört das Getöse heute noch im Ohr. Die Nähe schiedet die rheinische Stadt von der preussischen Gemeinde Ringerbrück. Drusus ließ eine Brücke über die Nahe schlagen, die, wenn auch längst im neuen Gewande, heute noch die Drususbrücke heißt. Hier warfen die Römer die anrückenden Gallier zu Boden, hier kriegten Kaiser und Erzbischöfe, hier weinte auf „Burg Klopp“ Kaiser Heinrich IV. über seinen ungeratenen Sohn, den fünften Heinrich, hier kaufte und braute die Kriegsjurie der Religionskriege lärmend in allen Sprachen, bis die Franzosen einen Schlupfstrich zogen. „Burg Klopp“, Vingen“

festes Kastell in die Rüste sprengten und die Stadt dem Erdboden gleichmachten.

Rein, sie ist unverwundlich. Liebstlich wie ehedem ergoß sich die Nahe in den Rhein, fuhr der Rhein jenseits durch das Ringer Loch, lugte Nibelungen herüber und all das geeignete Gelände des Hauses, und an den Hängen des Scharlachberges im Rücken der vernichteten Stadt wuchs die Rebe, trachtete der Scharlachberger in den Trauben. Da krochen die übrig gebliebenen Bürger aus den Trümmern hervor, denn es wollte herbsten und der Wein verlangte nach der Kelter, und über ein kurzes, und die Stadt feierte ihre Auferstehung, die Häuser wurden gepündet, die Schiffer griffen nach den Ruderfingern und brachten Scharlachberger und Ringer „Schwägerchen“, Ringer „Mainzer Weg“ und Ringer „Rochusberg“ rhein auf und rheinab. Handel und Wandel gedieh, und die Neuzeit krönte den Gewerbeplatz und schuf der Stadt Technikum und Baugewerkschule, Gewerbe- und Handelschule. Da wollte der Rhein nicht zurückstehen, und er gab sich willig zum starken Hagen her.

Vingen und Ringerbrück. Die Brückenwächter an Rhein und Nahe. In der Sonne müßt ihr sie sehen, und

Ihr seht den Wiederschlag des Rheingoldes in den Fenstern blinken. Im Sturm und Regen müßt ihr sie sehen und die Nibelungen der Nibelungen kreisen als Schutzwächter über den Strom. Und den Stolz Ringerbrücks dürft ihr nicht vergessen: die Elisenhöhe steigt hinauf und tut einen Schrei... Einen Schrei:

„Deutschland, Deutschland, wie bist du so schön!“ Um die Felseninsel im Strom brausen die Wasser des Rheines. Den Turm an der Felsenspitze nennt Volts- und Sagemund Bischof Salkos Mäuseturm. Die Wissenschaft aber weiß, daß er Mäuseturm heißt, Mäuseturm. Gott schenke ihm frohlichen Ehrenschuß.

Blut von H. Morrian in Danzig.

Von Ludwig Bäte:

Man steigt in Rothenburg ob der Tauber eine enge Treppe hinauf und ist hingezogen vor das rote Wohnfeld der Dächer, jauchzt mit in die prangende Höhe des gewundenen Flusstals, man sieht in Braunschweig, Hilbesheim, Osnabrück von einem der vielen Türme Martplatz und Gasse, Giebel und Dach, die Menschen winzig und verloren, man atmet auf in der Freiheit heller und durchsichtiger Luft — all das hat man auf St. Marien in Danzig wohl auch. Die Sicht ist in vielem noch reicher, wenn nicht äppiger.

Denn das Gedränge der Häuser ist in seiner Farbigkeit unerhört und einmütig. Die Ziegel brennen, der Schiefer blaut, Brunnen stäuben durch heiße, schwer atmende Sommerluft, weiße Wände gleißeln, Turmhelme panzern sich in patiniertem Kupfer und grauem, hartem Blei, die schmalen Schlangen der Rüge kriechen durch das grüne, fruchttragende Land, und man lieft gelassen die ganze Kunstgeschichte eines halben Jahrtausend von den Häusern und Kirchen ab, getragen von der guten Sicherheit des neu geklärten und festen Turmes, der nichts weiter will als stehen und beharren Zeugnis und Beispiel der an ihr groß gewordenen Geschlechter sein. Dennoch gleitet das Auge immer wieder nach Norden, wo sich das Meer dehnt, eingekantet von den weit und frei gespannten Armen der höchsten Bucht an der Ostsee.

Die Feuchte kriecht leise salzrauchend herauf, läßt alles wie durch grünes, eldes Glas ausleuchten und dämpft die Luft, die von unten brodelnd qualmt. Kräne und Schuppen Elevatoren und bühnenartige, leerstehende Schiffsleiber strecken sich im Hafen, die Westergasse blüht mit ihren breiten Weiden aus kumpfen, hartem Grün. Dahinter aber schlägt das Meer, weit, erhaben, unendlich, flut, die an Schwedens Strand brandet und die finnischen Schären umspült, Wasser, das die nördliche Schwermut der weißen Sommernächte wie schleppenden Mantel mit sich zieht und die ganze Unergründlichkeit unserer letzten Seele.

Unter in den Gassen kämpft das dunkle Barock des frühbarocken siebzehnten Jahrhunderts seinen Kampf mit der heiteren Ueberwindung des achtzehnten Stils, die hilflosen Augen des Danziger Gelehrten- und Schulers Andreas Gryphius suchen bange Erlösung von dem Druck der Materie. Schenkt sie der Gott der Bibel, weiß der herbe Mund der Stoa darum? Die Zeit übersteigert sich, wühlt Kräfte los, die keine menschliche Hand formen mag, etwas ausgeprochenes, Verdrängtes, Stütendes bleibt, das auch Martin Opitz, der unter mir im Seitenstich der Kirche von seinen Pestmunden ausruht, nicht in Regeln und Gelehe, noch weniger in die reinen Formen eines ausgereinigten Kunstwerkes zu gießen vermochte — neben der Obfischele grinst der Totenkopf, neben dem Buch blüht das Schwert, Gott steht in zwei Lagern und beugt sich nur zögernd dem Ringenden. Die in der eleganten, schmahlhüftigen Häusern um 1750 Jahren, hatten es leichter. Die grauen Choräle, die wilden Schlachtpalmen hatten sich in amoureuse Menuette und gefällige Reisen von Silberbach und klagenden Nachziffern verwandelt, und der Horizont glänzte sorglos und unbekümmert. Leichte Schiffe sämten die hellste Flut.

Und doch läßt mich in allem Licht und ungehemmtem Glanz des Erdbegrenzten ein Vers, eine tobenste Strophe Eschenborschs nicht los:

Und der Tärner wie vor Jahren
Singt ein uraltes Lied:
Wolle Gott den Schiffer wahren,
Der zur Nacht vorüberzieht!

Denn alle Freude dieser Stadt steht immer wieder in tiefem, schwarzem Boden und will sich nie ganz geben, niemals ganz sie selbst sein. Und aus den offenen Kirchenfenstern schallt ein Chorale zu mir her und reicht mich aus der Gnade der Stumbe in das Schicksal, dem ich mich mit den Tausenden da unten beuge, doch willig, die Ketten zu zerbrechen und die Bande abzustreifen, um frei zu sein wie das kühle Gestein der Mauern, wie der Wind, die lichten, zartesten Wolken und das ruhig-beharrliche Meer, zu stehen, um zu bestehen.

Aus den Fiedelliedern

Von Theodor Storm

Wenn mir unterm Fiedelbogen
Manche Saite auch zerprang,
Neue werden aufgezoogen,
Und sie geben freigen Klang.

Auf dem Schützenplatz am Tore
Strich ich leich' mein Spielwerk an;
Wie sie gleich die Köpfe wandten,
Da ich eben nur begann!

Und es tönt und schwillt und rauschet,
Wie im Sturz der Waldesbach;
Meine Seele singt die Weile,
Mein Geige klingt sie nach.

Trotzig habern noch die Burgen;
Bald doch wird es still im Kreis;
Eerst ein Raunen, dann ein Schweigen,
Selbst die Bäume küssen leis.

Zauber hat sie all befangen;
Und ich weiß, wie das geschah!
Dort im Kranz der blonden Frauen
Stiebst du selbst, Frau Musica.

Am Martie bei der Kirchen,
Da steht ein klingend Haus;
Trompet' und Geige tönen
Da mannigfalt' heraus.

Der Lindbaum vor der Türe
Ist lust'ger Auserkählt;
Vom Wald die Finken kommen
Und singen, daß es schallt.

Und auf der Bank darunter,
Die mit dem Kindelein da,
Das ist in alle Wege
Die blond' Frau Musica.

Beuron im Donautal.

Das Lob der deutschen Landschaft ist gar oft gesungen worden, und wenn wir es nicht warm dabei uns Herz, wenn er sich in poetisch durchwärmte Reizebilder vertieft, aus denen er das heimliche Geflüster des genius loci verspürt und die feineren Regungen der Volkseele fühlt, wenn quellen nicht dabei seltsame Erinnerungen aus dem Gemüte an frohe Fahrten durch die schönsten deutschen Gauen? Wir alle, die wir aus dem Lande „voll Lieb und

ins Innerste und möchte nie von dieser Stätte weichen. Schräg gegenüber liegt das anmutige, gepflegte Schloß Beuron, jetzt noch bewohnt vom Fürsten von Fürstenberg. Aber dieser Kranz von Naturhöhen, der das Beuroner Tal zu einem wunderschönen Flecken Erde macht, ist nicht alles, was es aufzuweisen hat, und dies allein hätte den Namen Beuron nicht in alle Welt getragen. Denn auch andere Gegenden hat der Himmel mit

burg einnütziger Seelenfürsorge ohne christliche Mitverantwortung für die kämpfenden Brüder und Schwestern da draußen im Sturmgetriebe der Welt. Es muß solche Inseln der Reinheit und des Opfers geben. Man darf sie vergleichen mit den großen Stauden der Talsperren. Ein ganzes Stromnetz von Kraft geht von hier in die Weite der Schöpfung. Das „Opus Dei“ der Söhne St. Benedikts, das einsame Gotteslob des Chorgebets einer Abtei der schwarzen Kutten trägt ist das Gebet der Kirche, und täglich und stündlich tragen die Boten des Himmels unsichtbar Hilfe und Innerlichkeit, Friede, und Freude, Kraft und Mäßigung in die weltlichen Bezirke. Ein in Frucht und feuchter Geistesheiligung gesungene „Salve Regina“, das im Dämmerdunkel des Chores bei der Abendkomplet zum Himmel steigt, tröstet die da mühselig sind und beladen und verklärt die Stille der Gottesfinder weithin ins Land, wohin der Ton der Klosterorgel nicht dringt.

Aber neben dem Beten wird das Arbeiten nicht vernachlässigt. „Ora et labora“, „Bete und arbeite“, das ist der Wahlspruch der Benediktiner. Durch dieses Leben zeigen sie uns den tiefen Sinn unseres ganzen irdischen Daseins, denn das sind die beiden Pole, um die unser Leben kreist. Es ist hier nicht der Ort, alle kulturellen Leistungen der Benediktiner im Laufe der Geschichte aufzuzählen, denn das wäre gleichbedeutend mit einer Geschichte der Kultur des Abendlandes überhaupt. Sie führt in wechselnder Form eigentlich doch nur immer von neuem die Regel St. Benedikts durch. Denn mit dieser Regel war ewig das Zeichen einer neuen Geistesart gegeben: unbedingter Gehorsam bei völliger innerer Freiheit, Machtgebot wird durch Liebestraht und Zwang durch willigen Gehorsam überwunden. Es ist die kulturoffene Haltung der Kirche selbst, und sie hat für alles Raum. Kunst und Wissenschaft hat von jeher eine Pflegestätte in den Klöstern gefunden, das war schon immer eine spezifische Mönchsarbeit. Wir brauchen für Beuron nur hinzuweisen auf die bekannte Beuroner Kunst. Als

Gefühlshaltung, und bietet uns eine Welt voll idealer Schönheit, die sich aber nur dem erschließt, der sie mit frommen Augen, betend und betrachtend anschaut.

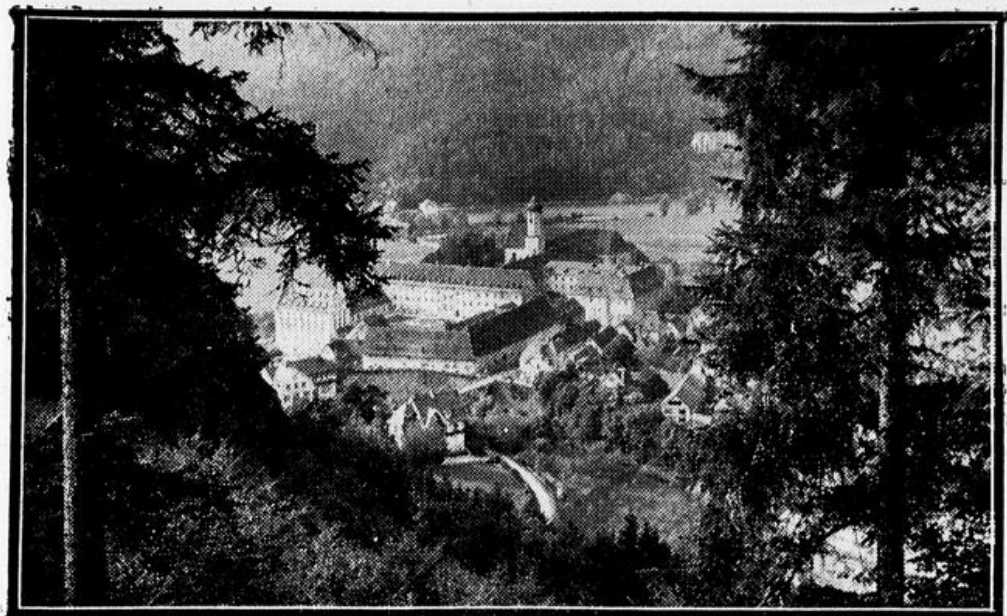
Aus der Wissenschaft ist hinzuweisen auf das Palimpsestinstitut. Unter einem Palimpsest versteht man eine alte Pergamenthandschrift, deren Originaltext weggeschabt (palim — griech) — wieder und pfe — das Weggeschabte) und neu überschrieben wurde. In mühseliger Arbeit gelingt es nun mittels der Photographie den alten, meistens wertvolleren Text, wieder zum Vorschein zu bringen und so zu entziffern. Es werden nicht wie früher chemische Reagenzien benötigt, die das Pergament oft beschädigten und ganz unbrauchbar machten, sondern das hier angewandte Verfahren läßt die Blätter völlig unangetastet.

Als Grundlage aller wissenschaftlichen Arbeit ist eine Bibliothek unerlässlich, und die Beuroner Klosterbibliothek bildet in ihrer Reichhaltigkeit und mit ihren wertvollen Sachen aus allen Gebieten des Wissens kein totes Kapital. Sie ist kein Zierstück, sondern eine Arbeitsbibliothek und steht vornehmlich im Dienste der theologischen Ordenshochschule. Der ganze priesterliche Nachwuchs der Beuroner Kongregation empfängt in Beuron seine theologische Ausbildung. Es herrscht ein reger geistiger Austausch, der dadurch seine besondere Note empfängt, daß Dozenten und Hörer Brüder der einen großen Ordensfamilie sind.

Alles geistige Leben setzt bekanntlich eine materielle Grundlage voraus, und solches wissenschaftliches Arbeiten ist nur möglich, wenn für die notwendigen Dinge des Lebens gesorgt ist. So ist eine Benediktinerabtei eigentlich undenkbar ohne einen Wirtschaftsbetrieb. Da alle Mönche im Gegensatz zur alten Zeit jetzt Priester sind, müssen die schweren Handarbeiten anderen Händen überlassen werden. So werden Feld- und Gartenarbeiten und alle Arten von Handwerken von den Laienbrüdern ausgeübt. Ganz harmonisch und selbstverständlich fügt sich diese Arbeit in den Rahmen des benediktinischen Lebens, das ja nichts anderes ist, als das christliche Leben nach den evangelischen Räten in der klösterlichen Gemeinschaft in seiner ganzen Einfachheit und Vollkommenheit. Brauchbar ist jede Arbeit, die sich mit der klösterlichen Lebensweise vereinbaren läßt, und sie wird durch die jeweiligen Orts- und Zeitverhältnisse bestimmt.

Aber alles wird getragen vom Gottesdienst. Chor und gemeinsame Opferfeier heiligen den Tag und geben ihm die religiöse Weihe. Sie sind die vornehmten Aufgaben der Benediktiner. Wenn die Mönche im Chore stehen und die alten Hymnen der Kirche singen, dann geben sie uns Schwingen in eine andere Welt, und aus der Himmelsfreude, zu der sie den Gläubigen entrücken, kehrt er immer wieder gestärkt auf diese Erde zurück. Eben in dieser Stärkung zum Amt des Frommen auf Erden, zur unablässigen Verwandlung des Diesseits in ein wachsendes Gleichnis des Jenseits liegt nach Herder der Segen unserer alten Hymnen. Und wer einmal dem Gesang gelauscht hat, wer einmal Zeuge war der heiligen Handlung der Opferfeier in der Beuroner Abteikirche, den läßt die Erinnerung daran nicht wieder los, dem wird sich pietätvoll leise, wehmütig, anmutig und zart Vergangenes und Erlebtes im Gedächtnis erneuern, dem werden sich die Geheimnisse der Seele enthüllen, dem geht es wie dem frommen Dichter, dem fern von Beuron die eilenden Wolken diese Worte auf die Lippen drängten:

Es zieh'n die weißen Wolken
dem fernern Ziele zu;
Sich' ich die Wolken fliegen,
dann hab' ich nimmer Ruh';
Es tät mein Herz klopfen,
und alles Trachten mein
zieht mich zu dir im Tale,
du herzlich Klosterlein.



Beuron von Süden.

Leben“ stammen, spüren den heimlichen Zauber, der um den deutschen Wald weht, und Waldeswehen und Waldesrauschen führen uns hin zu einer der Quellen, die deutschen Wesen formten, in die die Wurzeln unseres Seins tief hinein verankert sind. Das Wandern steht dem Deutschtum im Blute. Es treibt ihn immer wieder hinaus in die Ferne. Es ist gleichsam, als suchte er hinter den Dingen der Erscheinung, die er tren mit den Sinnen erfährt, noch etwas, den tiefsten Sinn, der ihn beglückt und sein Sehnen stillt.

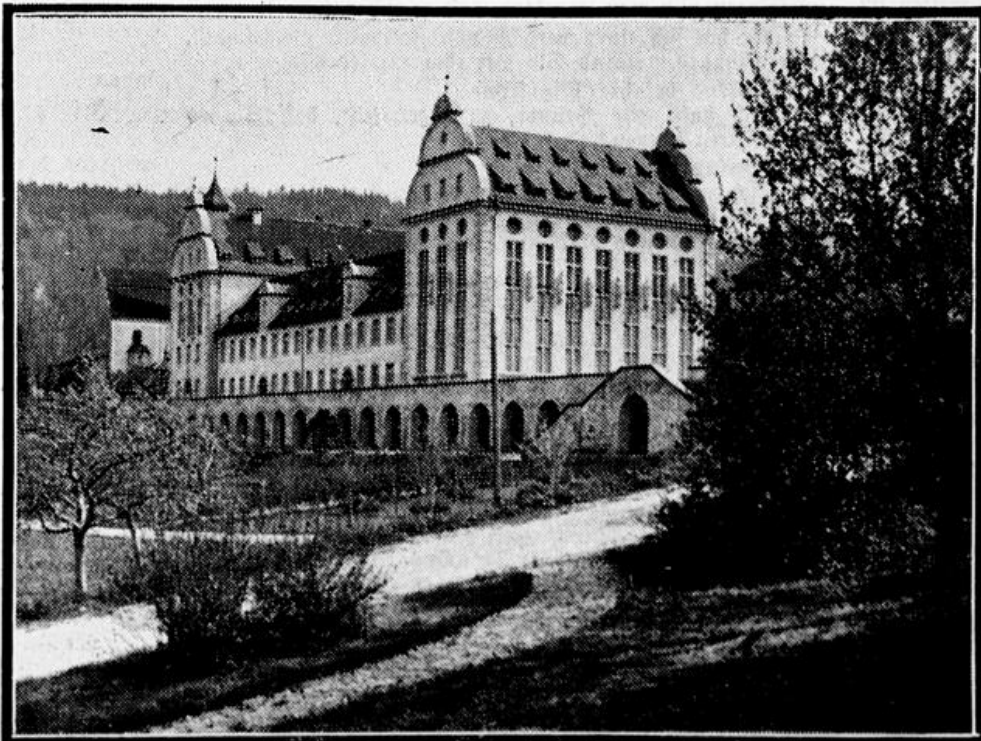
Findet sich darum in einer Landschaft die Synthese von Sinn und Geist, der Einheit in der Mannigfaltigkeit, wäre das nicht Grund genug, sie nach Gebühr zu verehren? Und wir kennen eine solche Landschaft, ein Kleinod, das in seiner feuchten Unberührtheit und in seiner malerischen Schönheit mit zu dem Schönsten gehört, was unser Vaterland aufzuweisen hat. Es ist Beuron, die Perle des oberen Donautales, das mit seinem Zauber schon manches wanderfrohe Auge entzückt hat und sein berühmtes Benediktinerkloster, wo schon manches Wäghen Ruhe fand.

Dort, wo die Donau zu einem weiten Bogen ausholt, erweitert sich ihr sonst enges Felsental zwischen Sigmaringen und Tuttlingen und läßt gerade Raum genug für Kloster und Ort. Wie sich der Ort um das Kloster schmiegt und von ihm beherrscht wird und von ihm seine Prägung empfängt, so umschließen die steilen Klüfte der schwäbischen Alb mit ihren romantischen Formen wie eine natürliche Klausur das Ganze. Es ist, als fügte sich auch die Natur der Regel St. Benedikts, nach der jedes Kloster eine geschlossene Einheit bilden soll. Und nur mit Gewalt konnte sich menschliche Technik einen Zugang in dieses stille Tal verschaffen: kommt man mit der Bahn von Sigmaringen oder Tuttlingen, beide Male führt der Schienenstrang durch Tunnel und Brücken und erzwingt so den Eintritt in diese stille Einsamkeit.

Auch der verwundbarste Geschmack, auch der mit Naturhöhen überfüllte wird hier mit seinem Lob nicht zurückhalten. Hier wird er doch wieder staunend seinen Blick erheben. Denn nicht umsonst hat man Beuron die Perle des oberen Donautales genannt. Hier hat Mutter Natur mit ihrer Schönheit nicht geizt, hier hat sie wirklich „ihrer Empfindung Pracht über die Naturen verstreut“. Es ist wunderbar, wie sich hier auf engem Raum eine ganze Fülle von Naturhöhen zusammenhängt. Prächtige Waldeshänge ziehen sich die Berge hinab, deren ockerfarbene Höhenluft den Stadter Gegend finden läßt. Die Bergeshöhen geben den Blick frei weit bis zur majestätischen Bergwelt der Alpen, deren Umrisse in verblauender Ferne am Horizont erscheinen.

Drei steil aufstrebende Gipfel sind mit Burgen geziert. Das liebliche Schloßchen Bronnen, das in der Einsamkeit seinen Dornröschenschlaf schläft und heimlichweise der dunklen Gefühle Gewalt weht, wenn der Burgfeste von der Felsenhöhe sein Lied ins Tal bläst. Dann die trostige, massive Burg Wildenstein, die uns in ihrer herben Schönheit annimmt wie ein Denkmal mittelalterlicher Kraft. Hier spürt man den Einfluß der Landschaft auf Seele und Geist. Schaut man von der Höhe des Schloßes ins Tal hinab, dann läßt das wundervolle Bild eine tiefdringende psychische Wirkung aus. So macht das Bergschloß Wildenstein zwischen bewaldeten, schon geformten Bergen, mit dem Blick auf steilen und hohen den Eindruck eines majestätischen Friedens, der durch nichts gestört werden kann. Man fühlt sich erquickt und gestillt bis

Schönheit gesegnet, und schön ist die Landschaft eigentlich überall, wenn wir nur einen Sinn dafür haben. Berühmt ist Beuron vor allen Dingen durch sein Benediktinerkloster, durch die ehrwürdige Erzabtei. Das macht uns diesen Ort so teuer, und dieses Beuron gibt es nur einmal, es ist unser Beuron, in dem die Söhne



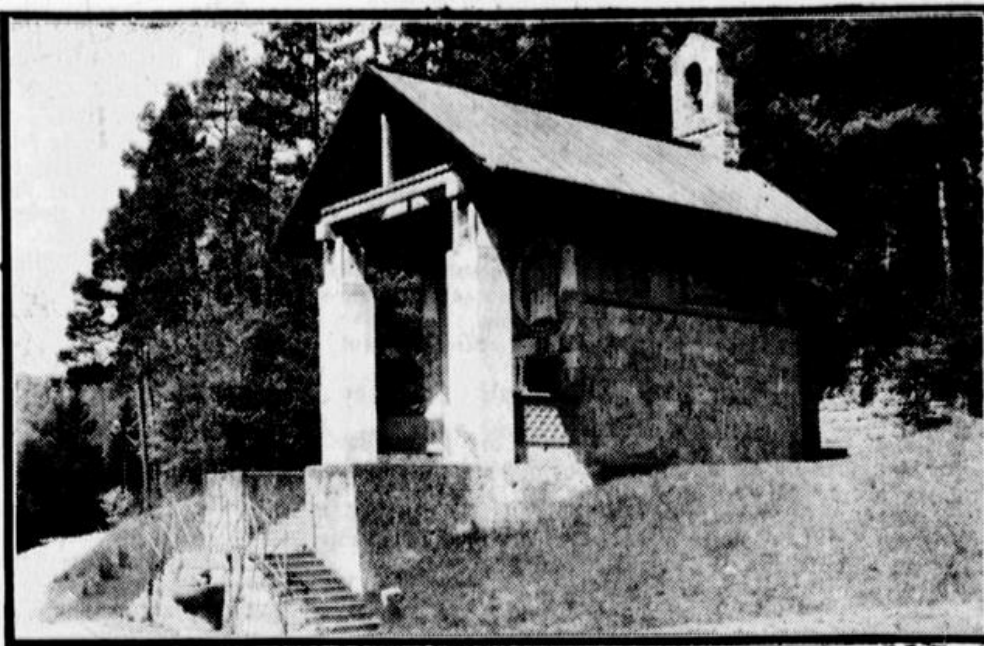
Blick auf die Bibliothek und die theolog. Hochschule der Erzabtei.

St. Benedikts ihr Heim aufgeschlagen haben. Die stillen Mönche sind ja nicht mehr unbekannt. Jetzt, im Zeitalter des raumüberwindenden Autos bleibt auch ihre Stimme nicht ungehört, und schon oft haben sie die Welt teilhaben lassen an ihrem Leben, und haben die Welt aufhorchen lassen und ihr Einbild gewährt in benediktinisches Sein und Wirken. Hier in der Stille des engen Felsentales ist es zu neuem Leben erblüht. Neuere Ruhe und innere Sammlung sind die ersten Bedingungen für das klösterliche Leben und Schaffen des Benediktiners. An der Klausur brechen sich die Bogen der Welt, und ein Friedenshauch von höheren Regionen weht durch die Räume, und draußen und drinnen atmet alles die Ruhe in Gott.

Hier ist das Haus unserer lieben Gnadenmutter, der Schmerzensmutter von Beuron. Sie führt uns zu den Wässern des Lebens und läßt uns ein, zu genießen von der Segensfrucht des Kreuzes, die sie auf dem Schoße hält. Während der „Verstand der Verkündigen“ die Dreimalweihen zur dämonischen Gagd in der rastlosen Zeit verurteilt, kniet ein kindliches Gemüt, kniet der Tor um Christi willen in dem bescheidenen Raum, um von seelenverwirrenden Dämonen zu genesen. Die Kirche läßt die Menschenkinder ein, die „tautische Kurve“ zu verlassen und sich anbietend vor dem Opferlich und dem Tabernakel zu begeben. Unter altem Gnadenbild hat immer noch keine Anziehungskraft, wie die gerade jetzt wieder neu auflebenden Wallfahrten beweisen.

So ist Beuron vor allen Dingen eine Stätte der Selbsterhellung und des Gotteslobes, eine Burg des Glaubens. Aber dieses abseits vom Weltgetriebe in der Taleinsamkeit gelegene Kloster ist keine Flucht-

Wiege dieser Kunstrichtung ist die St. Maurus-Kapelle in der Nähe Beurons anzusprechen, die uns in Architektur und Malerei ein geschlossenes, einheitliches und vollkommenes Bild des Beuroner Kunststiles vermittelt. Sinnberührende Farbenpracht sucht man in ihr vergebens, auch arbeitet sie nicht mit den raffinierten Mitteln der Moderne, sondern sie ist herausgewachsen aus der schlichten, religiösen

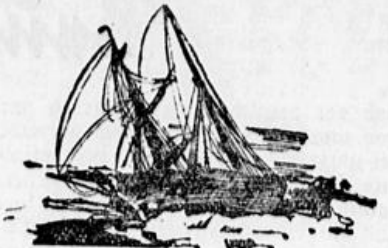


Die Sankt Mauruskapelle.



WRACK VOR CRAVERLEY

Roman in 24 Stunden ♦ Von Jefferson Farjeon



(5. Fortsetzung)

Sie kletterten los. Endlich fiel wieder Sonne auf sie. Beryl atmete wie eine Fieberkranke und redete sich selbst in der Sonne.

„Ich kann mir vorstellen“, lächelte Leonard, „daß Ihnen da unten sehr unbehaglich zu Mute war.“

Sie ließen sich an der Kette wieder hinunter. Wohl-tätige Kühe der Wogen umfing sie. In frischem Tempo schwammen sie durch den kleinen Kanal vom Schiff weg und empfanden beglückte Sonne und Wasser nach erstickender Dunkelheit ungewissen Anheils.

„Werden wir nicht zu spät ins Hotel kommen?“ fragte Beryl.

„Ich habe keine Ahnung, wieviel Uhr es ist, aber wir schwimmen mit der Flut.“

„Und Ihr Versprechen, Mr. Seston?“

„Welches Versprechen?“

„Vergessen Sie so rasch? Sie versprochen, mir den wahren Grund zu sagen, warum Sie uns nachmittags davongelaufen sind. Es liegt mir viel daran, daß Sie Ihr Wort einlösen.“

„Ich werde es Ihnen später sagen, Miß Haines.“

Schwelgend schwammen sie weiter, bis sie bei der kleinen Bucht festen Boden unter die Füße bekamen. Der Strand war jetzt vollständig überflutet.

Eine ärgerliche Stimme empfing sie: „Vorwärts, vorwärts — es sind nur noch zehn Minuten Zeit!“

„Du mußt dich noch zwei Minuten gedulden“, rief Beryl Haines ihrem Bruder zu. Sie trat mit Leonard zur Seite.

„Sprechen Sie endlich!“

Leonard berichtete ihr kurz: „Jim fand am Fuße des Felsens einen Toten. Ich ging mit dem Jungen hinunter, aber als wir hintanken, war die Leiche nicht mehr dort.“

Beryl schnappte nach Luft.

„Sie begreifen, Miß Haines, daß ich Ihnen mitten im Ocean das nicht erzählen wollte. Es gibt eine bestimmte Erklärung dafür, daß ich es Ihnen überhaupt sage. Ich vermute, daß Sie zu denen gehören, die helfen können, und nicht zu der anderen Gruppe von Menschen, die Hilfe zu verhindern wissen.“

„Dante, Mr. Seston. Werden Sie den Vorfall auch den anderen erzählen?“

Leonard studierte den Ausdruck ihres Gesichts. „Ich bin mir noch nicht ganz im klaren darüber. Bald werden es wohl alle erfahren müssen. Doch vorläufig...“

„Ich werde es solange für mich behalten, als Sie wünschen. Obwohl ich vermute, daß Sie mehr wissen als ich, möchte ich Ihnen aber doch abraten, auf die Dauer aus der Sache ein Geheimnis zu machen, Mr. Seston.“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Miß Haines. Es wäre verkehrt, länger als einige Stunden alle im Ungewissen zu lassen.“

Sie schritten den Privatweg zum Hotel hinauf. Beryl hatte ihr leises Triumphgefühl bisher unterdrückt. Jetzt ließ sie es erkennen.

„Ich habe Sie soweit gebracht, daß Sie mir Ver-schiedenes erzählt haben.“

Aber Leonard hatte ihr nicht erzählt, daß er, als er an der verschlossenen Tür des Wracks lauerte, deutlich jemanden hatte atmen hören.

VIII.

Luigis seltsames Benehmen

Die lustigsten Gäste an der Abendtafel waren Leonard Seston und Beryl Haines. Sie gaben sich systematisch den Anstrich fröhlicher Unbekümmertheit. Nur selten und flüchtig, wenn ihre Blicke sich trafen, wurden ihre Züge ernst.

Der alte ditzinguierte Mr. Griddle, der an einem Eck-tisch saß, sagte freundlich zu Luigi, der ihn bediente: „Der neue Gast ist ein Segen für uns. Er pulvert alle hier auf.“

Geistesabwesend bejahte der Kellner.

Mr. Griddle fuhr fort: „Sie scheinen ja nicht sehr be-geistert von ihm zu sein.“

„Si, si“, bejahte sich Luigi, „er lachen sehr viel...“

„Das fehlt uns ja gerade, Luigi. Es würde gar nichts schaden, wenn Sie auch ein fröhlicheres Gesicht machten.“

Geben Sie doch acht, jetzt hätten Sie fast mein Glas um-gestochen.“

Luigi entschuldigte sich. „Ich abben ter luvell Kummer.“

„Ich werde lachen, bis ich lachend in die Luft fliehe. Aber hier?“

Er wollte den Burgunder in Mr. Griddles Glas gießen; seine Hand zitterte so heftig, daß die Hälfte des Weins auf den Tisch fiel.

„Es ist höchste Zeit, daß Sie sich zusammennehmen“, rief Mr. Griddle, „oder ist heute wieder etwas passiert?“

Luigi versuchte, um eine Antwort herumzukommen. Eifrig rühte er Besten und Teller ziellos zurecht. Doch Mr. Griddles Augen zwangen ihn zu reden.

„eute? No, no — es passieren nix. Niente, niente Es sein schon alles passiert.“

Er stürzte fort, um am Tisch der Familie Haines auf-zuwarten.

Dort führte eben Napoleon Brandy das große Wort zwischen den einzelnen Sätzen seines Vortrages, den die Tischrunde höflich gelangweilt über sich ergehen ließ, tat Brandy durstige Züge aus einem großen Glas. Aus Rück-sicht auf Beryl pflegte er das Getränk als „Apfelwein mit Soda“ zu bezeichnen. Luigi wachte Bescheid.

Brandy philosophierte leidenschaftlich gern. In der letzten Zeit hatte er seine Weltanschauung auf eine neue

Formel gebracht. Er führte alle Erscheinungen und Er-eignisse auf das „Gleichgewicht“ zurück.

„Ich habe heute im alten Schuppen ein zerbrochenes Fahrrad liegen gesehen. Da ist mir erst zu Bewußtsein ge-kommen, wie recht ich habe. Alle Geschehnisse sind nach meinem System zu erklären.“ Er unterbrach sich. „Reichen Sie mir, bitte, die Schüssel, Luigi.“ Mit erhobener Stimme resümierte dann Brandy: „Es ist daselbe, ob einer aus dem Boot oder vom Tode fällt. Beide haben das Gleich-gewicht verloren. Oder — man hat sie aus dem Gleich-gewicht gebracht.“

„Sehr tiefgründig“, anerkannte mit aufreißender Be-geisterung Beryl Haines.

Ein lauter Knack bewirkte, daß alle Gäste die Köpfe nach Luigi wandten, dem die große Schüssel mit Aufschnitt aus den Händen gegliedert war.

Guy Haines wollte Luigi Trost zusprechen. „Kein Wunder, daß Ihnen alles aus den Händen fällt, wenn Sie Mr. Brandys Weisheit mitanhören müssen.“

Nach der Mahlzeit suchte Leonard Miß Hynes in ihrem Büro auf.

„Ist der italienische Kellner immer so nervös?“

Jessica Hynes wußte nicht viel über Luigi auszusagen. „Er ist erst kurze Zeit hier — er scheint von Natur aus lange Zeit, um sich zu erinnern, wo er hin wollte.“

„Dinge, die ein Kellner nicht tun dürfte. Eine Schüssel zu Boden fallen lassen, Bestellungen verwechseln... Wo haben Sie ihn her?“

„Er bewarb sich um den Posten, nachdem sein Vor-gänger den Unfall erlitten hatte.“

„Warum seine Zeugnisse in Ordnung?“

„Unschwer zu ja. Ich hatte allerdings keine Zeit, mich genau über ihn zu informieren. Er kam gerade, als mein Vater verschwunden war. Ich mußte unbedingt jemanden engagieren und war sehr froh, daß es sich gerade so traf.“

„Er hat sich einen verdächtigen Zeitpunkt ausgesucht“, sagte Leonard. „Sind Sie mit ihm zufrieden?“

Jörgen bejahte Miß Hynes.

„Ich habe alle Gründe, zu bezweifeln, daß Sie es wirklich sein können.“

„Warum?“

„Ich werde es Ihnen sogleich sagen. Aber vorher möchte ich noch mit Ihrem famosen Schuhputzer sprechen.“

Jessica lächelte dreimal. Das war das Zeichen für Jim.

Ganz unvermittelt kam ihre Frage: „Sind Sie bis zum Wrack gekommen?“

„Ja... Ich nehme an, daß Sie auch eine gute Schwimmerin sind, Miß Hynes?“

„Seit einer Woche ist mir die Lust am Schwimmen vergangen.“

„Ich lege Ihnen dringend nahe, Miß Hynes, von morgen an Ihre Schwimmtouren wieder aufzunehmen...“

„Ah, Jim!“

Der kumpfnasige Junge sah stolz, feierlich und er-wartungsvoll auf Seston. Mit dem Zeigefinger der linken Hand bohrte er zum Gruß rasch und energig in der Nase.

„Sag mal, Jim — hast du niemandem von dem ver-schwundenen Toten erzählt?“

„Nein, Herr.“

„Kein Mensch hat von dir etwas erfahren?“

„Keen Was. Es hams ja selber so wolln. Nicht mal dem Luigist hat ich's gesagt.“

„Luigi?“ Leonard starrte. „Wie kommst du gerade auf Luigi?“

„Weil er mich neulich gefragt hat, was los war. Aber ich hab ihm 'nen Schmarren gesagt.“

„Und warum hat dich Luigi gefragt, Jim? Hat er denn schon etwas davon gewußt?“

„Natürlich. Wie ich von un'n raufgeklübt bin, als ich die Leiche gefunden hatte, is mir beim Hotel zuerst der Herr Luigist entgegengekommen.“

„Das hast du mir nicht erzählt, Jim. Luigi weiß also, was du unten beim Wrack gesehen hast?“

„Jawohl. Ich hab'sm gesagt.“

„Jetzt möchte ich auch Miß Hynes ein. Luigi war auch dabei, als Jim mir die Geschichte erzählte.“

Seston erinnerte sich. „Ich habe ihn ja da gesehen, aber ich wußte nicht, daß er schon mit Jim gesprochen hatte.“

„Und Jim hat mir kein Wort davon gesagt.“

Jim brummte: „Ich hab ja nich riechn kenn', daß Se das wissen wolln, Herr.“

„Ich mache dir ja keine Vorwürfe, mein Junge. Ich lage nicht, daß das etwas zu bedeuten hat.“ Seston war aber nicht sehr erfreut von Jims Erklärung. „Also weiß außer uns hier nur Luigi von der Angelegenheit?“

„Jawohl.“

„Weißt du das bestimmt, Jim? Ganz bestimmt?“

„Ich will mein'n Kopf ehn, wenn's nich so is.“

„Kein Stubenmädchen weiß es? Auch die Köchin nicht?“

„Nein, Herr. Die habn keen blässn Dunst von der Leiche. Sonst würdn Se se schon darüber quatschen hörn.“

Jessica begriff nicht, worauf Leonard abzielte.

„Noch eine Frage“, sagte er zu dem Jungen, „dann tannst du gehen. Du hast sehr geschelte Dinge in dein Notizbuch geschrieben. Darf da niemand außer dir hinein-kommen?“ Oder möchtest du mich einmal das Buch ansehen lassen?“

Nichts hätte Jim stolzer machen können, als die beab-sichtigte Heranziehung seines Büchleins. Mit impotentem Schwung fuhr seine Hand nach der Tasche. Im nächsten

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

Moment gingen Stolz und Schwung zum Teufel. Schmerz-lich jammerte er auf:

„Mein Buch is weg!“

Leonard sah Jessica an.

„Das wäre sehr unangenehm, Jim. Hast du's nicht irgendwo liegen lassen?“

„Nein, es war in meiner Tasche“, erregte sich der Junge. „Das muß wer geklaut ham.“ In Jim lämpfte der Kummer über den Verlust mit dem erhebenden Bewußt-sein, daß sein Büchlein jetzt Wert und Wichtigkeit ge-wonnen hatte. Wer hätte es sonst stehlen wollen?

„Sieh zu, ob du es finden tannst“, wies ihn Leonard an. „Das ist die Aufgabe, die ich dir jetzt stelle: Bringe mir dein Notizbuch oder melde mir den Namen der Person, die es dir genommen hat.“

„Wenn mir schon machn“, entgegnete Jim heiser vor Aufregung und ging ab.

Als sie allein waren, bemerkte Seston: „Ich denke, Miß Hynes, wir sind nun ein gutes Stück vorwärts ge-kommen. Ich weiß noch nicht, wie unser Schlußbild aus-sehen wird, aber, wenn mich nicht alles täuscht, wird der neue Kellner im Vordergrund zu sehen sein. Er darf aber nichts davon ahnen, daß wir ihn beobachten.“

„Was vermuten Sie denn?“ forschte Jessica unruhig.

„Meinen Sie, daß... daß...?“

„Ich weiß nichts anderes als das, was ich sage, Miß Hynes. Man kann Luigi nichts Bestimmtes nachweisen... Nur ist vieles unverständlich und auffällig. Er hört von einem sehr interessanten Leichenfund — spricht aber zu niemandem darüber. Jim, nicht Luigi, hatte die Instruk-tion, den Wund zu halten. Als Jim den Toten auf-gefunden hatte und zum Hotel lief, war Luigi die erste Person, die ihm begegnete. Luigi leugnet, den Fremden nachmittags im Hotel gesehen zu haben. Als wir ihn zurüch-riefen, bejahte er sich plötzlich. Nun wieder beschreibt er einen kleinen, ärmlich gekleideten Mann, während der Tote groß und elegant gekleidet war. Ich glaube nicht, daß der Mann, den Luigi beschrieb, existiert. Luigi brauchte zu lange Zeit, um sich zu erinnern, wo er hin wollte.“

Jessica Hynes nickte zustimmend.

„Weiter“, entwickelte Leonard, „benahm sich Luigi während der Mahlzeit wie ein Kranke; er machte alles verkehrt und verlor vollständig den Kopf, als Mr. Brandy von einem zerbrochenen Fahrrad sprach. Luigis Vorgänger liegt im Spital, weil er vom Rad gefallen ist. Und nun verschwand Jims Notizbuch. Sollte das Notizbuch irgend-eine Bemerkung über das zerbrochene Rad enthalten? Ich muß Jim noch einmal fragen.“

„Das Fahrrad, mit dem der Kellner verunglückte, liegt draußen im Schuppen, Mr. Seston.“

„Wie ist es hingekommen?“

„Man brachte es nach dem Unfall. Anderson — so heißt der Kellner — wohnt weit weg von hier. Im Spital wollten sie es nicht aufbewahren.“

Leonard stand auf. „Ich möchte gerne wissen, ob die Polizei Interesse für das Rad hätte.“

Sie verließen das Büro und gingen durch den Haupt-eingang ins Freie. Gelächter und Klatschen der Wälle scholl vom Tennisplatz her, obgleich die Dämmerung schon ziemlich weit vorgeschritten war. Jessica Hynes blieb stehen und horchte. „Das ist Ihr Wert, Mr. Seston. Ich bin Ihnen dank schuldig — aber selbstam bleibt es doch.“

„Solange es durchzuführen ist, will ich es so weiter-halten, Miß Hynes.“

„Und wie lange, glauben Sie, wird es dauern?“

„Bis... wir klar sehen können.“

„Und wann wird das sein?“

„Spätestens in ein bis zwei Tagen — frühestens in einigen Stunden — hoffe ich.“

„Und dann, Mr. Seston?“

„Wird Ruhe und Frieden sein.“

Sie kamen zum Schuppen. Jessica öffnete die Tür. Das Fahrrad war nicht da.

Jessica fand wie versteinert. „Ich weiß, daß das Rad vor dem Abendsessen noch hier war!“

„Sie müssen nach Luigi läuten, Miß Hynes.“

Jessica machte die Tür des Schuppens zu. Eilig kehrten sie in das kleine Büro zurück. „Sie wollen mit Luigi sprechen, Mr. Seston?“

„Ja, ich muß jetzt unbedingt mit ihm sprechen.“

Jessica drückte zweimal auf den Knopf, das war das Signal für Luigi. Eine Minute verging. Miß Hynes läutete wieder. Leonard fluchte wütend:

„Luigi hat sich davongemacht!“

IX.

Napoleon schreibt an sich selbst

Jessica war wieder ängstlich und unruhig geworden. „Ich habe mich bisher vollständig auf Sie verlassen, Mr. Seston. Aber — glauben Sie nicht, daß man endlich die Polizei holen müßte?“

„Wir können im Grunde genommen nichts Positives beweisen“, sagte Leonard. „Das wundern Sie? Aber es verhält sich doch so. Der Polizei muß man mit soliden Tatsachen kommen. Was können wir vorbringen? Ein Junge behauptet, daß er einen Toten gesehen hat und daß ihm sein Notizbuch gestohlen worden ist. Ein geheimnis-voller Fremder wurde im Hotel gesehen, ein Kellner ist nervös... Das ist herzlich wenig.“

„Und Luigis Verschwinden?“ warf Jessica ein. „Das ist wohl positiv genug.“

(Fortsetzung folgt)

Unpolitische Chronik

Neuß, 23. September 1934

Zirkus im Engländer.

Zu den speziellen alten Zeichen des Neufes Herbstes gehören die Zirkusleute, die in der letzten Zeit immer noch — unter eigener Lebensgefahr und oft auch unter Gefahr für die einherwandelnden Zeitgenossen — mit geradem monumentalen „Knöpfeln“ in die alten und jungen Kastanienbäume hineinhauen, daß man meinen möchte, man könne diese Kastanien essen. Das kann man nicht; aber sie sind doch ein herrliches Spielzeug. Begründeter Eifer entwickelt die Materialisten in den Baumreihen der Hammer-Landstraße, wo es Baumstämme geben soll. Früher gab es links der Hammerlandstraße auch noch Kesseln in langen Reihen, und da unsere Untaten der Jugend mittlerweile wohl verjährt sind, so kann man es ja heute wohl gesehen, daß wir lieber früher an die Kasse und an die Kesseln gegangen sind, — sehr mit Recht natürlich — als an die Kastanien, die wir uns so nebenbei morgens beim Schulgang aushoben. Die mittlerweile wohl mindestens dem Ruhestande anheimgefallenen Beamten, die damals für die Sicherheit der städtischen Schätze an der Hammerlandstraße zu sorgen hatten, werden uns allen das späte Geständnis vergeihen; aber die Versuchung war doch damals zu groß, wenn wir zu den Schachtlöchern gingen, um man zu dieser Zeit auf den Viehhütten weite Entdeckungsfahrten auf den weiten Gewässern unternahm, oder aber in den Schlingeln dieser Schachtlöcher nach Schilfsolben sahndete und nach Fröschen, Salamandern, Molchen und Drachen. Drachen gab es auch damals schon nur wenige, aber die herrliche Geheimlichkeit der Landschaft zwischen Stadt und Strom zog uns magisch immer wieder in ihren Bann. Und auf dem Wege in diese Gefilde verproviantierte man sich eben im Vorbeigehen ein bißchen: das feigste außerdem die Gefahren unseres Indianerlebens bedeutend; solche Gefahren waren notwendig; denn Indianer, die keine Feinde haben, das sind keine richtigen Indianer. Es mußte jemand hinter einem her sein, wenn wir uns das auch nur einbildeten. Allenfalls stand der Wapenpfahl bereit, um ankommende Gleichgesinnte zu schmoren, wenigstens aber zu einem weitgehenden Versprechen zu bewegen, niemals mehr die Donnerbüchse gegen die Sioux zu erheben.

Herbstliche Zeichen waren auch unsere Windvögel, die unsere Wünsche bis in die Wolken trugen, herbstliche Zeichen waren auch unsere Spaziergänge, die Walfahrt nach Selikum, wo es damals schon kostbare „Appelkaten“ gab und jene herbstliche Stille, die ein bißchen wehmütig macht und fernsüchtig.

Herbstliche Zeiten sind heute auch die Mosenkauen, von der wir Männer nicht allzuviel verstehen, deren Lodungen auch eine gewisse Gefahr für unser Portemonnaie in sich schließen, solange noch etwas davorhin ist.

Heute zwar schien in diesen Tagen noch die warme Sommerhitze, die uns vollkommen sommerliche Temperaturen brachte; aber eben jene Zeichen des Herbstes deuten doch darauf hin, daß wir uns dem Septemberende nahen, das einem noch einmal mit dem „Alteherbstommer“ den letzten Blick auf den Sommer erlaubt; während schon die bunten Bänder des Herbstes sichtbar in Wald und Flur flattern.

Du bist Knöpf!

In einem in Berlin erscheinenden „Theatertageblatt“ beschäftigt man sich in freundlicher und ergiebiger Weise mit dem Neufes Städtebündeltheater, dem eine ganze Sondernummer gewidmet ist. Abschließend wird auch eine kurze Charakteristik der Stadt Neuß gegeben, die wir hier wörtlich abdrucken:

„Die Stadt Neuß.“

Drei Kilometer westlich vom Rhein, von Düsseldorf in zwanzig Minuten erreichbar, liegt die Industriestadt Neuß, eine laubere alte Landstadt mit rund 53 000 Einwohnern. Die Stadt ist eine Gründung der Römer, die seit 25 n. Chr. beim jetzigen Dorf Grünlingshausen ein Städtchen hatten, das den Namen Novesium führte. Bei umfangreichen Ausgrabungen wurden vor 47 Jahren die Fundamente eines großen römischen Lagers entdeckt und zum Teil freigelegt, wobei auch bedeutende Funde aus der Römerzeit gemacht wurden. In den Kämpfen zwischen den verschiedenen Rhein-Grafen und den Kirchenfürsten blieb Neuß nicht unberührt. 1474 wurde die Stadt elf Monate lang durch Karl den Kühnen von Burgund vergeblich belagert und 1586 durch Alexander von Parma zerstört. Damals litt auch die schöne Quirinikirche, 1209 begonnen, ein Bau in spätromanischem Stil, die vollkommen restauriert, eine Zierde der Stadt ist. Neben ihr hat Neuß noch sechs katholische und zwei protestantische Kirchen. Auf dem Münsterplatz erhebt sich ein großes Kriegerdenkmal. Das Theater auf dem Markt, 1923 erbaut, ist am 25. Oktober 1925 eröffnet worden und faßt 600 Personen. Die maßgebenden Fabrikate der schon im Mittelalter bedeutenden Industrie- und Handelsstadt sind Papier, Maschinen, Schrauben, Hüte, Krawatten, Leder, Weißwaren, Stärke, Margarine, Essig, Stearin und Zichorie. Große Eisengießereien haben sich in den letzten Jahren besonders entwickelt. Der Handel der Stadt ist besonders in Vieh und Getreide bedeutend. In der Nähe von Neuß liegt das 1215 gegründete Zisterzienser-Kloster Gnadensthal, heute ein umfangreiches Wirtschaftsgut. Angehörige seines Ordens leiten auch zwei städtische Fremdenhäuser. Mit Düsseldorf ist Neuß, ein Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnlinien, auch mit einer elektrischen Straßenbahn verbunden.

Da wir Neufes Spaß vertragen können, wollen wir uns — vor so viel gutem Willen — die leichte Satyre erlauben; wir überlassen es unseren Lesern, sich in einer ruhigen Stunde einmal die Mühe zu geben festzustellen, was an dieser Beschreibung

unserer Vaterstadt falsch ist; leichter ist es, festzustellen, was denn richtig ist an dieser seltsamen Beschreibung des alten Novesium, das aus dem früheren Städtchen der Römer „Grünlingshausen“ hervorgegangen ist, das u. a. die Industrie als Hauptindustrie bezeichnet (o Hannes, welch ein Dutz!). Daß es auch mit dem Essig als Hauptindustrie ziemlich Essig ist, und daß in den letzten Jahren die Eisengießereien besonders stark gewachsen seien, das fühlen wir sofort als Klappes. Immerhin entsteht ein schönes Gesellschaftsspiel, wenn sich die ganze Familie einmal hinsetzt und rote Striche unter die Fehler macht. Die beste Arbeit würde der unpolitische Chronist mit der feierlichen Ueberreichung des auf dem Münsterplatz stehenden Kriegerdenkmals auszeichnen, falls es wirklich noch da stehen sollte.

Offen bleibt Offen.

Bei der Tagung einer britischen gelehrten Gesellschaft berichtete Dr. R. L. Walker von der Universität zu Aberdeen von dem seltsamen Experiment eines amerikanischen Professors, der, um den Einfluß der menschlichen Umgebung auf die Entwicklung und das Verhalten eines Schimpansen zu ergründen, ein solches Tier im Alter von siebenmonatigen Monaten mit seinem zweieinhalb Monate älteren Knaben als Vergleichsobjekt aufzog. Das Tier wurde bis ins einzelne genau so behandelt wie das Kind. Es wurde mit der Flasche genährt, beliebt, gebadet, liebkost, und sogar in einem Kinderwagen umhergeführt. Man lehrte das Tier, aufrecht zu gehen, mit einem Löffel zu essen und auch allein zu essen. Seine Fesseln wurden zwar gelockert, jedoch ohne Unterlaß berichtigt, und so wurde „Gua“ ein sorgsam vermenschlichtes Mitglied der Familie und schien den Erziehern alle Ehre zu machen. Diese Erziehung dauerte neun Monate, in welcher Zeit das Kind und auch der Affe die gleiche Behandlung erhielten. Dann mußten beide eine Länge von Prüfungen bestehen, sowohl physischer als auch psychologischer Art. Das Ergebnis war, daß der Affe ein Affe und das Kind ein Kind geblieben waren. Wenn „Gua“ müde war und zu Bett gebracht werden wollte, legte sie sich für einige Sekunden auf den Boden, und wenn sie hungrig war, faule sie an den Beinen ihrer Pflegerinnen.

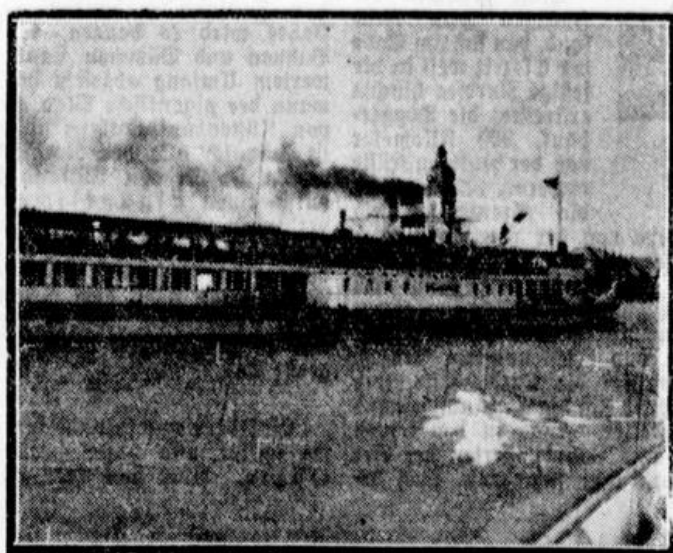
Es scheint also doch noch immer Leute zu geben, die zu gerne haben möchten, daß ihnen der Beweis der Abhängigkeit des Menschen vom Affen gelänge; daß der Affe „Gua“ trotz heißen Bemühens der gelehrten Professoren diesen Beweis nicht geliefert hat, das braucht nicht unbedingt an diesem Affentier gelegen zu haben; der Affe, als Mensch erzogen, ist da wahrlich unempfindlicher, wie etwa ein Mensch, den man als Affen erziehen läßt; bei solchem Experiment ist der Erfolg zuletzt wahrscheinlich doch näherliegend, wenn nicht der „Versuchsmensch“ mitten im Experiment ein jähes Ende auf der Speisekarte der Affenerzieher findet.

Die Londoner Professoren sollten zu solchen Versuch persönlich passiv und aktiv herangezogen werden; wenn sie ein paar Male kräftig vom Affen gebissen sind, dann stellen sie vielleicht die Forderung ein. —

Unruhe auf dem Münsterplatz.

Ob unser Städtebündeltheater seine Spielzeit beginnt, will es noch einmal einen entscheidenden Anlauf machen, sich Freunde zu werben; es veranstaltet, nach berühmten alten Mustern, eine Freilichtaufführung mitten in der Stadt, vor dem Museum, also an der Stelle, wo früher, vor einigen zig Jahren die Neufes schon ihr Theater zu spielen pflegten, als noch das alte Kaufhaus stand. Was die Architektur des Museums eher zum klassischen Drama reizen, als zum Nüppelspiel, so wird doch viel mehr dieses letztere als Freilichttheater seine Zuschauer finden; der brave Peter Squenz aus dem Sommerachtsraum wird es sich nicht haben träumen lassen, daß er vor so klassischem Hintergrund einmal zu Wort kommen werde, aber auch vor diesem werden die Figuren dieses Stüchles schon zur rechten Wirkung kommen, Figuren der theaterpielenden Handwerker, denen seit je die Theaterleute aller nachbarschaftlichen Zeiten sich gerne verschrieben haben. Ursprünglich war diese Szene als eine Verballhornisierung der Latenttheater gedacht, aber sie ist doch mehr geworden als das, und sie hat schon viel Freude und Fröhslichkeit gewekt.

Auch morgen wird sie auf dem „Forum“ ihre Pflicht tun, und vielleicht wird sich durch sie doch noch der eine oder andere, der bisher nicht viel vom Theater gehalten hat, zum Theater bekehren lassen, vorausgesetzt, natürlich, daß der Wettergott dem Peter Squenz, dem Jettel, der Tivoli usw. gewogen bleibt. Das ist natürlich die erste Bedingung.



Ob diese Werbung den gewünschten zahlenmäßigen Erfolg haben wird oder nicht, das wird sich erst nachher herausstellen; wir zählen zu den Skeptikern, die sagen, daß es fraglich ist, ob man auf dem Marktplatz an die, die noch zu gewinnen sind, herankommen wird. Selbst aber, wenn die Werbung diesen Zweck nicht erreichen würde, daß noch weitere 100 Abonnenten sich in die Listen der Theaterabonnenten eintragen, so halten wir die Theateraufführung auf dem Markt für eine sehr achtbare Lebensäußerung unseres Theaters und seiner neuen Führung.

Der Hauptzweck, das Theater aus der Enge des Saales auf die weiten Plätze zu bringen und damit volkstümlicher zu machen, der wird allenfalls erreicht; und das ist ein so erheblicher Gewinn, daß wir ihn für einen guten Anfang halten, der — früh oder spät — schon seine guten Folgen haben wird.

Man wird diesen Gedanken ausbauen müssen, indem man auch den Gedanken, ein bescheidenes Freilichttheater im nächsten Sommer zu halten, neu belebt. Es ist genügend Terrain dafür in den Anlagen vorhanden; wir denken da an den Rosenberg, an die Mulde im Rosengarten am Staudengarten, an den alten Stadtpark usw., wo man mit einiger Phantasie bestimmt den nötigen Hintergrund und den nötigen Raum für das Auditorium finden wird, ohne daß damit Kosten entstünden. Dabei sollen natürlich die Pläne und Entwürfe nicht zu weit greifen; mit einem bescheidenen, künstlerisch gut fundiertem Hintergrund sollte eine derartige Einrichtung sicher ihren „Kundentanz“ finden. Unsere heimischen Künstler haben sich in diesem Jahre auf der Düsseldorf-Freilichtbühne so sehr bewährt, daß man vielleicht im nächsten Jahre auch für Neuß davon Nutzen haben könnte, ohne daß sich der Ehrgeiz dabei zu weit dehnte. Wir denken dabei an eine hübsche sommerliche Gelegenheit, den Theatergedanken während des Jahres nicht einschlafen zu lassen und gleichzeitig vor allem einem großen Auditorium für billiges Geld eine schöne sommerliche Freizeitspende bereiten zu können.

Vorerst wollen wir uns allerdings einmal den Peter Squenz morgen auf dem Markte ansehen.

Du bist Knöpf.

Früher gab es schon mal Kasse gegen gleich bare Zahlung; das mag lange her sein, daß auf Wohltätigkeitskonzerten vergangener Epochen eine Dame der „Gesellschaft“ einem besonders zahlungsträchtigen Kavaliere gegen ein hohes Honorar zu Gunsten eben der Wohltätigkeitskasse einen Kuß gestattete. Solche Ereignisse konnte man früher schon einmal hören und lesen. Und da der Zweck die Mittel zu heiligen pflegt, so regte man sich darüber nicht einmal groß auf.

Von einem anderen „gebührenpflichtigen“ Kuß las ich dieser Tage in einer Berliner Zeitung; die Sache hat sich in Italien abgespielt, wo man besonders moralisch ist; wenn man nämlich in Italien dabei geschnappt wird, daß man etwa in öffentlichen Gärten einer Dame — mit deren Einverständnis — einen Kuß gibt, dann kostet das 20 Lire, gleich 4,40 Mark, falls jemand an dieser gewinnbringenden und durchaus unmoralischen Handlung das vorgeschriebene Vergnügen nimmt. Der Beamte gibt darüber eine Quittung, und der stürmische Jüngling kann dann mit seiner Bekehrung über die Lasterung und die Gegenleistung abziehen.

Aber es geht nicht immer so billig ab. In Viareggio wandelte Rolanda B. mit Ettore (Sektor) A. spazierend am Strand einher, man beschloß, zum Tanz zu gehen. Tanzend erglühete sich die Reizung des jungen Mannes so gewaltig, daß Sektor seiner Rolanda einen Kuß verpaßte, mitten im Tanz, vor versammelter Mannschaft. Es muß sich wohl um einen fünfminütigen Kuß gehandelt haben, denn ein anwesender Polizist fuhr dazwischen, und am nächsten Tage hatten sich die beiden wegen „Verletzung des öffentlichen Schamgefühls“ vor dem Kabi zu verantworten. Rolanda wurde bedingt verurteilt. Sektor aber muß wegen dieser Untat drei Monate in den Pott. Und jeder wird zugeben, daß 3 Monate Gefängnis für einen Augenblick gelebt im Paradies reichlich gemessen ist. Dieses ist geschehen im Jahre 1934 in Viareggio, und da es keine Verurteilung gegen solche Verurteilung gibt, muß Sektor eben brummen, drei Monate für einen Kuß; um wieviel muß die Liebe Rolandas gewachsen sein, wenn Sektor wieder, ledig so schwerer Schuld, zu Rolanda geläutert zurückkehrt?

Da sind wir in Deutschland doch wahrhaftig großzügiger; denn niemals würde eine auch noch so geldlich trummelnde Verwaltung auf den Gedanken kommen, für ein Küßchen in Ehren, verabreicht im Stadtpark oder auf der Promenade, Steuer oder Geldstrafe zu erheben, viel weniger noch gar, den Trübsal oder die Folle für drei Monate in den Pott zu setzen.

Diaz.



Ein Eichhörnchen bestiehlt einen Automaten.

Daß Eichhörnchen den Nestern verschiedener Walddörfer mit Vorliebe unerbetene Besuche abstatten, um sich die schmackhaften Eier der Vögel zu Gemüte zu führen, darf als bekannte Tatsache gelten. Neu wird aber sein, daß diese zierlichen Rager auch vor den modernen Erzeugnissen unserer Technik, wie es die bekannten Süßigkeitsautomaten sind, nicht halt machen, sondern auch aus ihnen ihre Nachbeger zu befriedigen verstehen. Ein derartiger Fall konnte unlängst in Graz beobachtet werden. Hier war seit geraumer Zeit die Beobachtung gemacht worden, daß ein solcher Automat im Stadtpark regelmäßig veräutet wurde, ohne daß es trotz aller Aufmerksamkeit gelingen wollte, den Dieb zu fassen. Eines Tages sah indeßen ein Aufseher, daß ein Eichhörnchen im ziemlich breiten Schlitze des Automaten verschwand. Es dauerte nicht lange, und ein kleiner Karton mit Schokolade fiel heraus. Gleich hinterher kam auch das Eichhörnchen wieder um Vorschein, sahte das Bäckchen, öffnete es geschickt und ließ sich dann den Inhalt schmecken. Wie das fluge Tier auf den Gedanken gekommen ist, in den Apparat zu schlüpfen, um dort nach Schokolade und wohl auch anderen Vederbissen zu suchen, dürfte sich schwerlich feststellen lassen. Es wird der Gesellschaft, der die Automaten gehören, nimmere kaum etwas anderes übrigbleiben, als durch geeignete Maßnahmen den lästernen Eichhörnchen den Zugang zu den Apparaten unmöglich zu machen.

Kampf mit dem Meer



Von Wellen zerrissen, vom Wind gerannt...
Niederländische Landschaft an der Samländischen Küste

Unablässig prallen die Wogen des Meeres gegen die Küste. Bald streichen sie sanft den samtweichen Sandstrand, bald peitschen sie gischt-sprühend steinige Klippen, bald stürzen sie wie rasende Bestien an Klippen und Wänden empor, schön und fruchtbar, aufbauend und zerstörend, Land fressend und Land gebärend — Jahrtausend für Jahrtausend. Kein Fels ist so hart, daß er selbst dem sanftesten Schlag der Wellen auf die Dauer widersteht, keine Flachküste so demütig und geduckt, daß die Flut des Meeres über sie hinrollte und sie wieder freigabe, ohne ihre Spuren in ihren weichen Rücken gegraben oder ihre Last von Stein und Schlick auf ihr abgeladen zu haben.

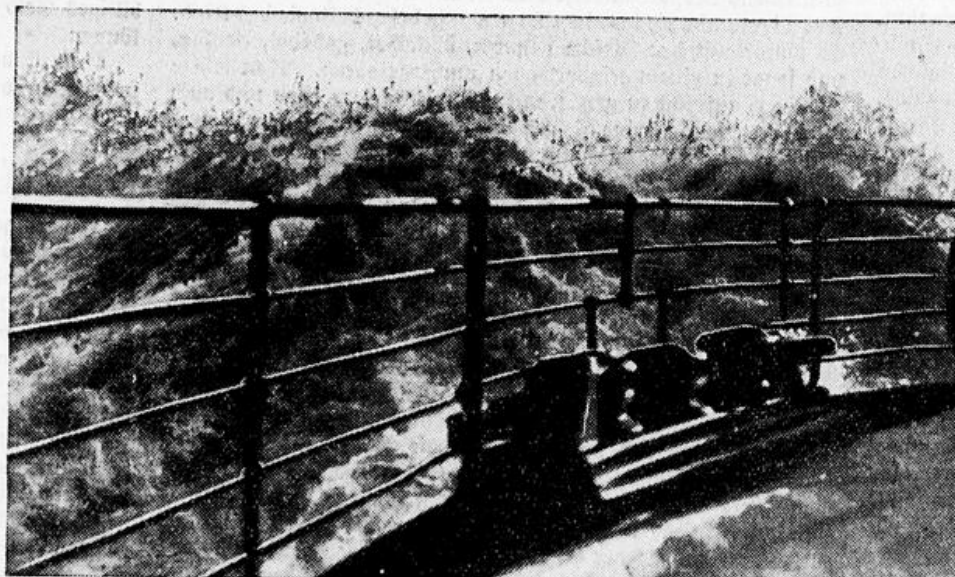
Es ist hart, das Meer, auch wenn es manchmal zähm und trüg scheint, und hart und zäh und nach seinem Willen formt es seine Küsten und — die Menschen, die hier an der Grenze zwischen Land und Meer ihre Heimat haben und festhalten. Eine seltene Häßlichkeit verbindet diese Menschen mit dem Meer; sie hassen seinen Jörn und seine reißende oder wühlende Zerstörungslust, aber hieße man ihnen das sanfteste, lieblichste, fruchtbarste Tal als Heimat — sie würden dankend verzichten, denn sie würden allen Gefahren den Raum zum Leben und ihre selten mehr als färgliche Nahrung abgewinnen müssen. Sie, die ihre Heimat am Meer haben, sind darum ein ganz eigener Schlag von Menschen und sehr fremd dem Binnenländer, der das Meer auch zu „lieben“ pflegt, weil er es schön findet (denen vom Meer fällt es im allgemeinen nie auf, daß das Meer „schön“ ist; sie haben zu ihm eben ein ganz anderes Verhältnis, das jenseits von Schön und Häßlich ist).



Kampf um Land
Buhnenbau des JAD zur Landgewinnung im Wattenmeer

Das Leben der Leute vom Meer ist Kampf, und es scheint, als ob sie den Kampf suchen. Da zogen Leute von der Küste der Nordsee vor zahllosen Generationen schon auf die Halligen, jene Inselchen, die sich am Rande des Wattenmeeres ganz knapp über die Oberfläche der See erheben und jeder Springflut ohnmächtig preisgegeben sind. Da warfen sie einen ein paar Meter hohen Hügel auf, die „Warft“, und bauten darauf ihr Haus und ihre

Scheune, ganz niedrig und ganz geduckt, wie angeklebt an den zusammengescharrten Hügel, damit der Sturm das Dach nicht wegwehe.



Das Meer wird rebellisch
Bei Windstärke 12 auf der Nordsee

In keinem Jahr ist der Warftbewohner sicher, daß eine Hochflut nicht sein flaches Inselchen zerreißt und die rasende See über Warft und Häuser hinwegspringt, denn nur die allerwenigsten Halligen sind durch Dämme, geschweige denn Steinmolen gegen den „blanken Hans“ geschützt. Aber auch wenn große Katastrophen die fruchtbaren Halligen verschonen — einmal fällt jede Hallig der See zum Opfer. Hier und da reißt jeder Herbststurm ein Stück der Inselchen ab; die „Priele“, die die fruchtbare Insel durchziehen, werden breiter und breiter, und wird die Hallig nicht schließlich doch einmal durch Steindämme gesichert und dadurch zu einer „richtigen“ Insel, so ist es eines schönen Tages aus. Aber der Halligbauer ist zäh, und wie er an seiner Hallig festhält, so hält er auch an den Sitten seiner Vorfäter fest: Fast nur noch auf den Halligen wird das alte Friesisch gesprochen, das jedem Hochdeutschen völlig unverständlich ist.

Einst gehörten die Halligen zum Festland, das sich am Ende der Eiszeit weit in die jetzige Nordsee hinaus erstreckte; die Doggerbank, 300 Kilometer von der heutigen Küste entfernt, bildete etwa die Grenze; häufig bringen Fischneke von der vierzehn Meter tiefen Bank sogenannten Moorlog an die Oberfläche herauf, in dem man noch heute Reste von Nichten und Eichen erkennen kann. In allmählichem, von Katastrophen unterbrochenem und beschleunigtem Prozeß, senkte sich seitdem die Nordseeküste, und dieser Prozeß geht ständig und anscheinend unaufhaltbar weiter. Was in den letzten Jahrtausenden und Jahrhunderten der See zum Opfer fiel, läßt sich heute noch er-

kennen: Die Halligen zum Beispiel sind Reste jenes einst fruchtbaren und reichen Landes. Die jetzt in mehrere Halligen zersplitterte Insel Nordstrand mit ihrem Hauptort Rungholt, der neuerdings vom Freiwilligen Arbeitsdienst wieder freigelegt wird, war an der ganzen Küste wegen ihres Reichtums berühmt, bis sie 1634 der „blanke Hans“ holte. Und noch viel weiter können wir in die Vergangenheit zurückgehen: In der Nähe von Sylt fand man im Wattenmeer Hügelgräber aus der jüngeren Steinzeit, und ein paar Kilometer vom Strand des holländischen Ortes Katwijk entfernt kam man bei Ebbe einige Meter unter dem Meerespiegel die Reste römischer Bauwerke erkennen.

Etwas Faustisches hat die Energie an sich, mit der man heute daran geht, dem Meer wieder abzurufen, was es dem Land genommen hat. Die Abperrung und Trockenlegung der Zuider See in Holland war ein gigantisches Unterneh-

men: Das Meer an den steilen Lehmsteilküsten Pommerns und Ostpreußens, zerreißt es Küsten und Inseln und sügt sie wieder zusammen, eine gewaltige Naturkraft, vergleichbar nur der formenden Titanenmacht der Vulkane.

Nichts von der von den Badegästen gepriesenen „Romantik“ hat die Arbeit der Leute vom Meer an sich. In ständigem Kampf mit Meer, Wind und Sand liegt der Bauer, der seinen Pflug bis nahe ans Meer heranzieht, und voll von Entbehrungen und Gefahren ist die Arbeit der Fischer, die trotz modernster Fangtechnik keineswegs immer ausreicht, mehr als gerade das Leben zu fristen. Aber schwerer noch als der Bauernjörn des Binnenlandes die Scholle geben die Leute vom Meer ihre bedrohte Heimat auf. Sie halten am Ererbten, immer wieder aufs neue Ertrümpfen fest, Generationen hindurch, und darum ist es gar nicht so erstaunlich, daß man heute noch auf Inseln der Nord- und Ostsee Familienruinen (Hausmarken) antrifft, die schon seit Jahrhunderten in der gleichen Familie gebraucht wurden. Fast schließen sich diese Bewohner der Küste und Inseln gegen „Fremde“ ab, und als fremd empfinden sie nicht nur den Binnenländer, sondern häufig sogar die Menschen von anderen Inseln oder anderen Gegenden der Küste (die Zahl der Familiennamen ist daher auf manchen Inseln ganz wesentlich geringer als in noch so abgeschlossenen Dörfern des Binnenlandes).

Es scheint fast, als ob die Menschen, die am Meer und auf dem Meer ihre Heimat haben und ihre Arbeit, ihr Kampf mit dem Meer und ihre Liebe zum Meer das einzige Beständige an unsern Küsten sind, denn die Küste selbst ist es nicht; wer scharfe Augen und ein gutes Gedächtnis hat, wird, wenn er



Abendliche Einbootung
An der Düne von Helgoland

men, aber verhältnismäßig leicht, da der Ausgang der Bucht zum Meer nicht allzu breit war. Unendlich schwierig ist dagegen der Kampf im deutschen Wattenmeer um jede Handbreite Boden, denn hier gibt es keine Bucht, die man absperrern kann. In mühseliger Arbeit und nach genauester wissenschaftlicher Vorarbeit müssen Buhnen ins Meer getrieben werden, an denen die Strömung Schlick absetzen soll (die Gewinnung von Sandland hätte ja wenig Sinn). Wohl schreitet die Arbeit rüstig vor — in der Gegend von Huhum hat man bereits zwei Hallige durch Dämme mit dem Festland verbunden —, aber viele Jahre wird es dauern, bis sich an den Buhnen und Dämmen Land in nennenswertem Umfang abgeleitet hat, und ob und wann der gigantische Plan, der im Vorjahr von Küstenbautechnikern aufgestellt worden ist, nämlich alle der Nordseeküste vorgelagerten Inseln von Jütland bis Friesland durch einen gigantischen Damm zu verbinden und dem Festland einzuverleiben, jemals Wirklichkeit werden wird — wer vermag das zu sagen? Aber daß man überhaupt daran geht, dem gehakten, geliebten Meer abzutreten, was es verschlungen hat und zu verschlingen droht, ist schon ganz große Tat.

Lieblicher und freundlicher als die Nordsee scheint uns unser zweites Meer, die Ostsee. Aber auch hier wühlt und frist



Wiesen im Meer
Typisches Bauerngehöft auf einer Hallig

Es ist...
auch eitel...
zeigen es...
es fällt ihm...
sie sich um...
Dabei —...
tätigste...
werden wir...
Helferträger...
Mein, w...
Und nicht...
Ueberrgangs...
Schöpfung...
mehr auf...
doch einmal...
die Sommer...
nicht an die...
Tage' erinne...
es sogar n...
an paradies...
träger trag...
würde man...
verzichten...
Umgekehrt...
viele Wä...
Schönheit...
trächtig w...
ruhiger un...
Bejorgnis...
erkennen...
Brille ent...
wenigstens...
ein Einglas...
Glas, als...
doch steigen...
ein Biellad...
Jawohl, a...
treiben...
Wenn d...
Gräßliches...
„gut riechen“

Das S...
Licht, Luft...
Eines T...
keit, ein J...
zu müßen...
abgelegene...
fen einger...
Art, die J...
tun, um ei...
Auf das J...
an. Wer...
Zeit krank...
unendlich...
Kranken a...
Da find...
das Wohl...
Wichtigkeit...
alle drei...
erken Bild...
in dieser S...

Prakt...
Couchli...

Mode und Heim

Rund um den Mann

Schönheitspflege und Hofenträgerprobleme

Von L. Noebel

Es ist kein Geheimnis mehr, Männer sind auch eitel, manchmal eitel als Frauen. Sie zeigen es bloß nicht so offen, sondern glauben, es fällt ihnen eine Krone aus der Krone, wenn sie sich um solche „weiblichen Sachen“ kümmern. Dabei — sind wir Frauen für so manche betätigte Eitelkeit sehr dankbar, denn immerhin werden wir ja doch auch betroffen!

Hofenträger nein, Brille ja

Nein, wir haben etwas gegen Hofenträger! Und nicht nur im Sommer, sondern auch in den Übergangszeiten, in denen der Herr der Schöpfung noch keine Weste trägt, aber nicht mehr auf das Jackett verzichten will. Er läßt doch einmal das Jackett auf, er trägt noch die Sommerporthemden. Und dann mögen wir nicht an diese fälschlichen Überbleibsel vergangener Tage erinnern werden. Vielleicht erreicht man es sogar noch, auch vor sich selbst nicht mehr an paradiesische Zustände, „als man noch Hofenträger tragen durfte“, zu denken. Denn dann würde man sicher auch im Winter auf die Träger verzichten.

Umgekehrt ist es mit der Brille, in der so viele Männer eine Beeinträchtigung ihrer Schönheit sehen. Als ob die überhaupt beeinträchtigt werden kann! Augen wirken aber viel ruhiger und sicherer, wenn sie nicht dauernd in Besorgnis sein müssen, irgend etwas nicht zu erkennen. Und wenn Sie sich schon nicht zur Brille entschließen können, dann deponieren Sie wenigstens in einer leicht erreichbaren Tasche ein Glas! Viel mehr Männer besitzen dieses Glas, als man für gewöhnlich annimmt. Und doch freigeht es so manchen Theatergenuß um ein Bißchen.

Taschentuch, auch der Herr soll Schönheitspflege treiben

Wenn auch ein parfümierter Mann etwas Gräßliches ist, so wird doch jede Frau einen „gut riechenden“ gelten lassen. Es brauchen ja

nicht Rosen und Veilchen zu sein; herbe Ledergerüche und Kräutermischungen sind sehr beliebt. — Von Zeit zu Zeit muß sich auch einmal der Mann um seine Haut kümmern, die häufig Neigung zu Pickeln zeigt. Regelmäßige heiße Bäder, zweimal am Tag. Der Arzt verordnet meist eine schwefelhaltige Salbe, die man des Nachts der Haut gönnt. Eine Abreibung mit Gesichtswasser ergänzt die heißen Bäder. Gemüßhaltige, gemilderte Kost und eine gute Verdauung sind unumgänglich notwendig.

Für die gute Figur sorgt man mit regelmäßiger Gymnastik, die vor allem den wenig schönen Bauch bekämpft. Leichtathletik wird sich in schwierigen Fällen nicht vermeiden lassen, aber auch kaum in der Wirkungszeit.

Dem Männerhaar sollte man endlich einmal mehr Beachtung schenken. So manche Glorie hätte sich durch rechtzeitige, vernünftige Pflege erst sehr viel später gezeigt. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß man jedes Haar viel kürzen soll. Glatte, weiche Haare sogar erst einmal gegen den Strich und dann mit ihm. Beim Kämmen benutze man erst die weiten Zinken des Kammes und dann die engen.

Die größte Sorge aber hat wohl die Mehrzahl der Männer mit dem Rasieren. Natürlich ist das auch eine tolle Anstrengung für die Haut, der man mit Hautcremes und milden Seifen begegnen muß. Das Erweichen der Haut vor dem Rasieren ist die Hauptsache und kann gar nicht genügend genug gemacht werden. Auch sollte man nicht mit den Rasierklingen sparen; die Folgen sind unheilvoll. Nach dem Rasieren veranlaßt man die Poren, sich zu schließen, wenn man mit der Afterschwamm darüberstreicht. Hier kann auch der Mann Eau de Cologne benutzen, das ihm gleichzeitig einen frischen Duft verleiht. Die weitere Behandlung mit Tagescreme und Puder ist Geschmackssache, aber niemals ein Zeichen von „Affigtheit“.

Das Krankenzimmer

Licht, Luft und Sauberkeit

Einiges Tages stehen wir vor der Notwendigkeit, ein Zimmer für einen Kranken herzurichten zu müssen. Noch immer leben wir, daß das abgelegenste Zimmer notwendig für den Kranken eingerichtet wird; man glaubt wohl, der Arzt, die Ruhe und Pflege werden schon alles tun, um eine baldige Genesung herbeizuführen. Auf das Zimmer selbst kommt es nicht so sehr an. Wer von uns aber selbst einmal längere Zeit krank war, wird ersehen können, wie unendlich viel gerade die Umgebung für einen Kranken ausmacht!

Da sind es vor allem drei Dinge, die für das Wohlbefinden des Kranken von größter Wichtigkeit sind. Licht, Luft und Sauberkeit, alle drei Voraussetzungen erscheinen auf den ersten Blick selbstverständlich. Und doch wird in dieser Beziehung manches vernachlässigt.

Wenn wir kein ausgeprägtes sonniges Zimmer zur Verfügung haben, so gilt es, den Raum durch seine Einrichtung freundlicher zu gestalten. Das läßt sich leicht erreichen, indem man möglichst helle Möbel in ein Zimmer stellt, das keine Sonne bekommt, es mit frischen Blumen schmückt und — vor allen Dingen — helle und leichte Gardinen anbringt. Erstens

verdunkeln farbige Vorhänge sehr und zweitens wirken helle Gardinen sehr sauberer.

Daß im Krankenzimmer immer wieder geküßt werden muß, ist auch selbstverständlich; oft sind es allerdings die Patienten selbst, die sich vor der Luft „fürchten“.

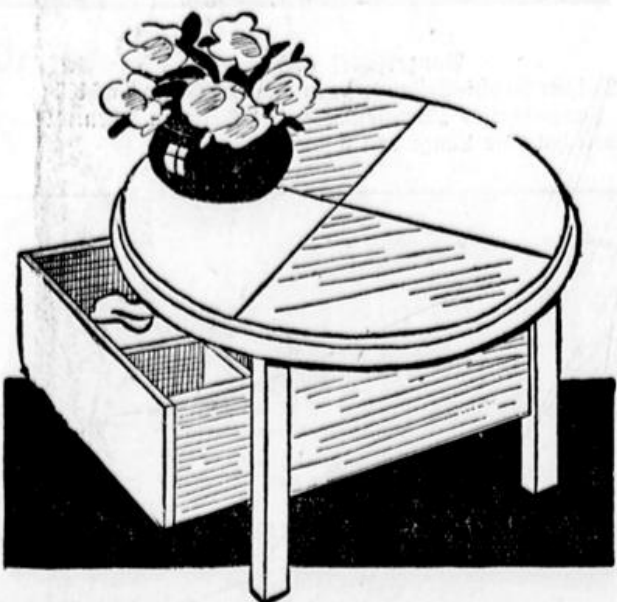
So kommen wir zu der letzten Voraussetzung für ein gesundes Krankenzimmer: der Sauberkeit. Hierbei kommt es nicht nur darauf an, daß das Zimmer täglich desinfiziert und der Staub entfernt wird, sondern es gilt vor allem, den Raum so einzurichten, daß sich nicht unnötiger Staub anammelt. Es ist immer wieder betont worden, um wieviel gesünder ein zweckmäßig, mit nur sehr wenig Zierat ausgestatteter Raum wirkt. Dies gilt besonders für das Krankenzimmer. Auf alten, verstaubten Bildern hängen sich der Staub besonders fest, und die früher als so schön empfundenen Nippesfiguren scheinen im Staubfange ihre Lebensaufgabe zu erfüllen.

Unendlich viel für die Genesung eines Kranken hängt von seiner Umgebung ab.

Das gilt aber nicht nur für die Gegenstände des Zimmers, sondern auch für das Pflegepersonal. Es ist eine altbekannte Tatsache, daß man sich zu Hause schneller erholt, weil gerade der Kranke eine Lieblingssache oder auch nur Gleichgültigkeit von fremden Leuten viel

Praktisches Heim

Couchtisch — doppelt verwandt



Der Couchtisch, unter den nie jemand die Beine streckt, weil er dazu viel zu niedrig ist, kann ohne große Unkosten noch einer weiteren Bestimmung zugeführt werden. Man könnte beispielsweise einen großen, tiefen Kasten unter seiner Platte anbringen lassen, der auf Schienen läuft.

Eine Inneneinrichtung verhindert ein zu großes Tobemobohu, das sich sozusagen einstellt, wenn er erst einmal in Betrieb genommen ist. Denn er wird bald zu den meist benutzten Möbeln gehören. Wo sollte man auch sonst in einer modernen Kleinwohnung, in der weder ein Nähstich noch eine Nähmaschine Platz hat, mit all den reparaturbedürftigen Strümpfen, mit der Seidenwäsche, die nachgesehen werden muß, hin? Unter dem Couchtisch stört der Kasten nicht. Und man hat immer den Nachfolger des seltenen Flickkorbes in der gemächlichsten Ecke der Wohnung!

Launen der Mode

Für die ersten, wirklich kalten Tage

Samt ist die große Mode für den Winter. Vorläufig nur in Schwarz, aber wer steht uns dafür, daß er nicht auch in den schönen warmen Farben getragen werden wird, die wir so an ihm lieben.

Die damenhafte Form verzichtet auch weiterhin auf den Gürtel, knöpft seitlich und sucht sich als Pelzbesatz die aparteste Form. Der große, weiße, rund geschnittene Kragen ist nicht nur wunderbar warm, sondern auch in der Form besonders schmeichelhaft. Ergänzt wird er von hohen Ärmelstulpen, die ebenfalls das schmale Streifenmuster erkennen lassen.

Der sportlichere Mantel wird von einem der vielen breiten Wildledergürtel zusammengehalten, die wir in diesem Winter in Massen tragen werden. Der Taschenbesatz ist sehr beliebt, während die Pelzrevers nicht mehr in glatten Bahnen die Brust bedecken, sondern in Tüten aufgenäht sind. Pelzbesatz an den Taschen verbietet streng jeden Pelzbesatz am Ärmelschluß!



stärker empfindet als ein gesunder Mensch. Deshalb sollten wir, wenn wir einen Kranken im Hause haben, ihm ein wenig Sonne und Mittagslicht eintragen. Er wird es uns danken, schon dadurch, daß er selbst guter Dinge ist und mit festem Willen schneller gesund und sein Leben gebuldiger tragen wird, als in trüber und freudloser Umgebung.

Das ordentliche Kind

Ordnungssinn muß sein

Wie erziehen wir unsere Kinder zur Ordnung? Ist eine Frage, die so manche Mutter sich selbst vorlegen mag und mit der sie so gar nicht fertig werden kann. Es ist ja immer das alte Lied — erzieht nicht mit Schlägen und Schellen, sondern mit Liebe und in Güte!

Die kleinen Rangen sind sich wohl alle gleich; abends sind sie so müde vom Spielen, daß sie schon verdröckelt sind und die Mutter ihnen nicht mehr zumuten will, ihre Spielsachen aufzuräumen. Und am Morgen ist wieder alles hübsch an seinem Platz, weil es die Mutter selbst forttrug. Hier aber ist der Fehler, den die Mutter begeht. Zwingt sie aber abends das müde kleine Ding, noch zu räumen und zurechtzulegen, so wird es auch wohl nicht ganz ohne Schelten oder Schlägen abgehen. Doch beide Wege sind verfehlt.

Grundbedingung für ein gesundes und fröhliches Kind aber ist zeitiges Schlafengehen; hierin wird von den Eltern noch viel geübt. Das Kind muß aufbleiben, bis der Besuch fortgegangen ist, oder wird auf weiten Wegen mitgenommen, so daß es nicht rechtzeitig ins Bett kommt. Will man aber das Kind zur Ordnung und vor allem zur Freude an der Ordnung erziehen, so sollte man es abends rechtzeitig darauf aufmerksam machen, daß die Puppen auch „schlafen gehen“ wollen und daß die Spielsachen auch fortgeräumt werden müssen. Wenn dann das Kind einmal erst Gefallen daran findet, daß seine Puppen „so schön schlafen“ und seine Spielsachen so sauber fortgeräumt sind, wird die Haupterziehungsarbeit in dieser Beziehung geleistet sein.

Die Pflege der Schussachen wird dem Kind um so mehr Freude machen, wenn die Mutter darauf hinweist, wie hübsch es die Lehrerin finden wird, wenn die Hefchen umgenäht und die Seiten beschmiert sind. Und eines Tages wird unser Liebling nach Hause kommen, freudestrahlend, daß die Lehrerin ihren Ordnungssinn und Sauberkeit gelobt habe.

Wenn wir aber einmal das Kind so weit haben, daß es an seinen Sachen ordentlich ist, so haben wir es wohl fürs ganze Leben erreicht. Niederlichkeit und Unordentlichkeit ist meist Schuld der Eltern, die nicht genügend Mühe und Zeit darauf verwenden, ihr Kind rechtzeitig zur Ordnung anzuhalten.

Mittagschlaf — ja oder nein?

Die Hausfrau braucht eine Pause

Die Wissenschaftler sind sich durchaus noch nicht einig über den Wert oder Unwert des Mittagschlafes. Es kann, wie so vielfach im Leben, hier kein allgemeines Urteil abgegeben werden, es kommt eben auf den „Fall“ an. Ist dieser Fall eine sehr ruhige, phlegmatische und bodenständige Frau, so wird sie von selbst auf den Mittagschlaf verzichten, es sei denn, daß eine besonders ermüdende körperliche Strapaze vorangegangen ist. Im allgemeinen ist der kurze, abgebrochene Schlaf um die Mittagszeit dem Organismus nicht zuträglich.

Ganz anders verhält es sich mit der „Mittagspause“, die sich jede Frau gönnen

sollte. Eine kurze Rast auf der Höhe des Tages — ein völlig entspanntes Ausruhen in horizontaler Lage — Aufenthalt in einem stillen Raum, in den kein allzu grelles Licht fällt. Eine geistige, seelische und körperliche Pause, ehe das Tagewerk weiter seinen Gang geht. Sehr empfindsame Frauen werden diese Mittagsruhe ohne Störung als besonders wohlthuend empfinden. Meist werden zehn bis fünfzehn Minuten ausreichen, um eine gesunde, erfrischende Ausspannung zu bewirken.

Achtung Hausfrau!

Wie ist das mit dem Senf?

Ist Senf als Nahrungsmittel zu werten? Diese Frage ist zu verneinen, will man den Nährwert von Senf mit dem von Fleisch, Milch oder Mehl vergleichen. Die Qualitäten des Senfs liegen auf einem ganz anderen Gebiet: er ist in erster Linie appetitanregend und verdauungsfördernd. Er dient nicht allein dazu, als eine der wichtigsten Würzen unserer Küche die Speisen schmackhafter zu machen, sondern auch gewisse schwere Kost für den Magen aufzulockern; d. h., der Senf macht die Speisen leichter verdaulich, indem er die Absonderung der Magensaftsekrete anregt. Guter und milder Senf, in kleinen Mengen, ist auch solchen Menschen zuträglich, die sonst stark gewürzte Speisen nicht vertragen — natürlich, soweit keine ärztlichen Gegenanzeigen gegeben sind. Man sollte, der ein wenig Senf zugelegt wird, ist beispielsweise in der Regel weitaus schmackhafter als ohne diesen Zusatz.

Abwaschen — auch eine Fehlerquelle

Bitte leh' dich, liebe Hausfrau

Welche Hausfrau geht nicht mit einem heimlichen, aber abgrundtiefen Seufzer an den Berg abzuwaschenden Geschirrs heran? Dieses Speisengebäcknis ist eine unangenehme Arbeit, aber man kann sie sich ungeheuer erleichtern, wenn man schon vorher und rechtzeitig daran denkt, daß man ihr nicht ausweichen kann.

Wer nicht gleich nach der Mahlzeit zum Abwaschen kommt, tut gut daran, alles Geschirr nach der Entfernung von übrigegebliebenen Resten in einer Schüssel mit Wasser aufzubewahren. Man braucht dazu ein paar Minuten und spart später eine ungleich längere Zeit, wenn die Reste nicht eingetrocknet sind. Nur Messer und Gabeln werden direkt nach dem Essen mit Zeitungspapier abgerieben und trocken aufbewahrt.

Ebenso zeitparend ist das Sortieren des Geschirrs vor dem Abwaschen, und zwar möglichst in zweckmäßiger Reihenfolge: in vorderster Reihe die Gläser, danach Untertassen und Tassen, alle Kannen, die keine fette Flüssigkeit enthalten, dahinter Teller, Schüssel und Töpfe. Wie lästig ist es, wenn man, schon bei den Töpfen angelangt, noch in einer stillen Ecke ein gebrauchtes Glas oder sonst noch dies und jenes entdeckt, was man vergessen hat!

Zum Abtrocknen ist das Trockenbrett eine große Hilfe, auf dem ein wenig schräg gestellt, das Wasser so gut abläuft, daß das Geschirr schon allein trocknet. Wenn man sich auch noch daran gewöhnt, das Abwaschen im Stufen vorzunehmen — und bei in richtiger Höhe angebrachten Spülsteinen ist es wirklich bequem —, so bedeutet das Abwaschen nach dem Essen nicht mehr eine qualvoll müde Stunde mit Sämereien in Rücken und Füßen durch gebühtes Stehen und zunehmender Reizbarkeit durch unnützes Umherlaufen, sondern eine in aller Ruhe zu erfüllende Pflicht, die nicht schwerer fällt als alle andern.

Bilder aus aller Welt



Großer Erfolg der deutschen Militärmusiker in Turin.

Bei der großen internationalen Veranstaltung für Militärmusik in Turin nahm deutscherseits die Kapelle des Berliner Wachregiments teil. Unter Leitung des Obermusikmeisters Fritz Ahlers hatte sie mit Wagners „Einzug der Götter in Walhall“ und Webers „Jungfrau“ einen außerordentlich großen Erfolg. Unser Bild zeigt die deutsche Reichswehrkapelle in den Straßen Turins.



Im Zeichen der Feuersturmwoche.

Unter dem Motto „Brandschaden ist Landtschaden“ gelangt im ganzen Reich die Feuersturmwoche zur Durchführung. Die Feuerwehr der Reichshauptstadt veranstaltete einen Propagandazug durch die Straßen der Stadt, der im Laufe der Woche noch zweimal wiederholt wird.

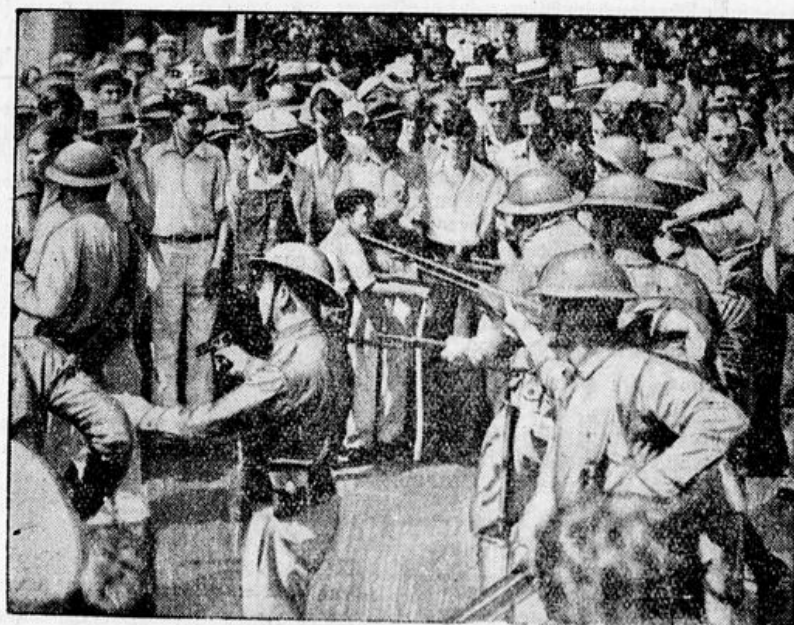


Bild links:

Steinfischer der Ostsee.
Um die sandige Samlandküste vor dem Zerstörungswert des Meeres zu retten, werden große „Molen“-Befestigungen angelegt. Die hierzu notwendigen Steinquader sieht die Gilde der Tolkmittler Steinfischer aus der Ostsee. Hier wird eine Mole gebaut. Auf flachen Feldbahnwagen werden die von den Steinfischern erbeuteten Kolosse zur Baustelle gefahren.

Bild rechts:

„Die andere Seite“.
Neue Anruhen im Textilarbeiterstreik von NZM. Mit Bajonetten und Revolvern löst die Nationalgarde von Greenville in den Südstaaten einen Demonstrationzug streikender Textilarbeiter auf.



Die erste Originalaufnahme der brennenden „Morro Castle“.

Flugzeugaufnahme von dem brennenden amerikanischen Ozeandampfer an der Küste von New Jersey. Mehr als 150 Personen sind bei dem Unglück ums Leben gekommen. Der Brand ist jetzt Gegenstand einer langwierigen gerichtlichen Untersuchung in New York.

Bild rechts:

Das „Deutsche Hospital“ in Rio eröffnet.

Die deutsche Kolonie in Rio de Janeiro hat in der brasilianischen Hauptstadt ein mit allen Neuerungen ausgestattetes Krankenhaus errichtet, das als modernstes Hospital Rios angesehen wird. Unser Bild zeigt die Vorderansicht des neuen Krankenhauses.



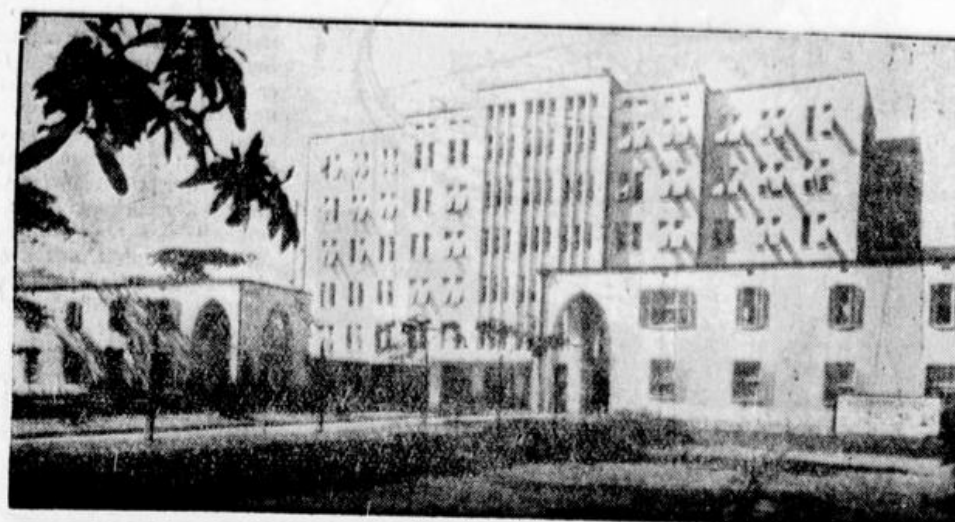
Gedenkstein für die Polizeihauptleute Lenz und Anlauf.

Für die am 9. August 1931 von Kommunisten erschossenen Polizeihauptleute Anlauf und Lenz wurde dieser Gedenkstein, ein Werk der Bildhauer Hans Dammann und Heinrich Rochlitz, auf dem Horst-Wessel-Platz in Berlin errichtet.



Panzerschiff aus Zeise.

Auf der Reichs-Seenmesse in Berlin ist diese Nachbildung des Panzerschiffes „Deutschland“ aus Zeise zu sehen. Das Modell hat eine Länge von 6 Metern.



Deu

Dicht
Wiesen u
und umw
Stadt mi
trigierh
Deutschl
Die u
schichten
Welt, aus
von den

Stadt bef
dom, ist u
von Mun
Bon
Kreuz in
Maler, d
seinen Ge
Ein Kreuz
gebunden,
Geselle, i
haft sei.
von keine
der Meist
je mehr
so eifrige
druck des
Die Nacht
Abend da
Schre
mit nie g
die nicht
dern auch
kündete.
— es war
aber war
Er ließ
Kunstwer

7
6
5
4
3
2
1

Kon
Dams b
h 4. d 3
Springer

Cina
fährt in
teine we
Herren b
zierhof e
findiger
schlag, el
um Erich
gegen.
bremse g
scheinbar

Spielplatz der Jugend

Deutsche Städte:

Das norddeutsche Venedig

Dicht am Mündungsdelta der Weichsel, umgeben von reichen Wiesen und Feldern der Niederung, von hohen Buchenwäldern und umweht vom salzigen Lufthauch der See, liegt die alte Stadt mit ihren vielen Kirchtürmen und hohen, schmalen Patrizierhäusern wie eine Perle in der Krone von Städten, die Deutschland trägt.

Die uralte Geschichte der Stadt hat viele Sagen und Geschichten, die nebenbei spielen und doch bezeichnend sind für die Welt, aus der sie stammen. Vor allem sind es Anekdoten, die von den zahlreichen Kunstwerken berichtet werden, welche die



Stadt besitzt. Die Marienkirche, ein alter, schwerer Backsteinbau, ist umgeben von einem Kranz von solchen Geschichten, die von Mund zu Mund überliefert werden.

Von dem herrlichen Christusbild, das den Heiland am Kreuz in allen Qualen darstellt, berichtet man folgendes: Der Maler, der den Auftrag hatte, das Bild auszuführen, bat seinen Gefellen, ihm dazu Modell zu stehen. Der tat das auch. Ein Kreuz wurde befestigt, der Gefelle mit Stricken daran festgebunden, und der Maler fing das Bild an. Bald aber bat der Gefelle, ihm eine Pause zu gönnen, da seine Stellung zu schmerzhaft sei. Der Maler aber war gerade gut im Zuge und wollte von keiner Unterbrechung wissen. Der Abend kam heran, aber der Meister hörte nicht auf, an dem Gemälde zu arbeiten. Und so mehr der Gefelle bat und bettelte, ihn doch zu befreien, um so eifriger malte der Künstler, dem jetzt erst der qualvolle Ausdruck des Antlitzes aufging, das er dem Heiland geben wollte. Die Nacht verging, die Arbeit schritt fort. Aber als am nächsten Abend das Bild fertig war — da war der Gefelle tot.

Schrecklich ist auch die alte Sage von dem Uhrmacher, der mit nie geheimer Vollendung eine Uhr für den Dom arbeitete, die nicht nur Sekunden, Minuten und Stunden anzeigte, sondern auch Tag und Monat, Sonnenstand und Mondwechsel verkündete. Künstliche Figuren bewegten sich, wenn die Uhr schlug — es war ein richtiges kleines Wunderwerk. Der Bürgermeister aber war ein ebenso stolzer wie grausamer und eitle Mann. Er ließ den Uhrmacher blenden, damit er nie wieder solch Kunstwerk herstellen könnte und Danzig allein in dem Besitz

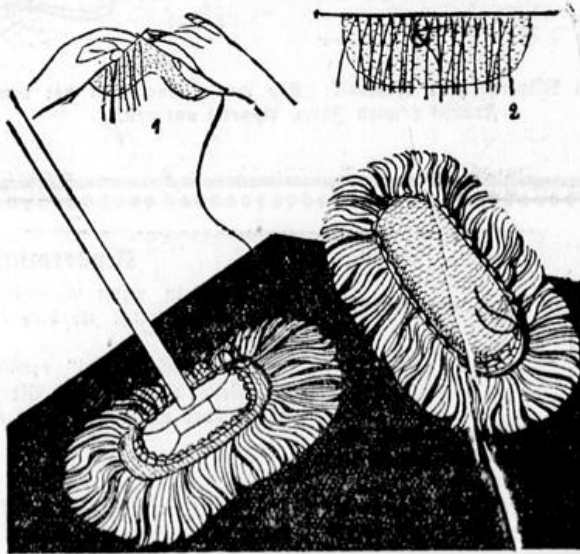
dieses Weltwunders sei. Der Uhrmacher aber, als er geheilt war, ließ den Bürgermeister bitten, ihm doch zu gestatten, daß er noch einmal an die Uhr herandrücke, es sei ihm noch eine Verbesserung eingefallen. Man führte ihn Blinden zu seinem Werk, er betastete es, änderte ein paar Schrauben und Stifte und entfernte sich dann mit dem kleinen Knaben, der ihn führte. Er begab sich die Langgasse hinunter zum Tor hinaus und wanderte fort, nach Süden zu. Die Uhr aber blieb noch einigen Stunden stehen, und keiner Kunst gelang es, sie auf den heutigen Tag, sie wieder in Gang zu bringen. Der Meister hatte sein Werk zur Strafe selbst vernichtet.

Flüsse und Kanäle durchziehen Danzig, das durch diese Wasserwege seinen Beinamen „das nordische Venedig“ erhalten hat. Und mit dem Wasser war Danzigs Geschichte seit je verbunden. Großes leistete die Stadt im Handel zur Zeit der Hanse, und tapfere Männer hatte sie in ihren Diensten, die ihre Rechte zu schützen wußten. Paul Bencke, das ist ein Name, bei dem sich jeder Danziger Junge begeistert, dieser große Seekapitän, der mit den Seeräubern aufträumte.

Mutters treue Helfer...

Mop selbstgemacht!

Mutti arbeitet heute, wenn sie es sich bequem machen will, nicht mehr mit Besen und Schrubber, sie bedient sich des leicht mit Del getränkten Faden-Besens, wobei sie Zeit, Arbeit und Fußbodenanstrich spart. Leicht läßt sich solch ein praktischer Diener selbst herstellen, und geschickte Mädchenhände können Mutti mit einem neuen und besser arbeitenden Mop überreichen, wenn sie die Gelbtaube scheute und den abgenutzten Mop noch nicht durch einen neuen ersetzen wollte.



Aus ungebleichter Baumwolle strickt ihr dazu einen geraden Streifen — oben und unten etwas abnehmen — und zieht nach jeder vollendeten Reihe 20 bis 25 Zentimeter lange Baumwollfäden gleichmäßig hindurch. Die Fäden werden oben verknüpft, und rings durch den Rand des Mops ziehen wir eine feste Schnur, die über dem Schrubber zusammengezogen wird und leichtes Abnehmen und Reinigen gestattet.

Wir bauen Möbel...

Mutis großer Junge kann schon mehr tun, als ihr nur mal einen Gang abnehmen oder den Waschkorb tragen. Wir können doch wohl ein Möbelsäckchen zimmern? Mutti braucht sicherlich noch allerlei, was sie nicht so einfach kaufen mag, weil es doch ein Stück Geld kostet und der Junge bestimmt wieder ein paar Groschen zur Zahrt haben möchte, neue Socken oder Geste braucht.



Vielleicht ist sie verlegen um einen richtigen Platz für Schuhe? Mit einer handigen Obstkiste kann man ihr aber so gut helfen! Querbretter werden eingefügt, die auf angestellten Leisten liegen, sämtliche Innenwände werden mit einer Tapete beklebt (Klebebande), Seiten- und Oberwände benagelt man mit einem gemauerten und nicht zu hellen Stoff. Der Vorhang mit dem kleinen Bolant läuft auf einem festen Draht mit Ringen. Beim Stoffaufheben und beim Ueberziehen hilft Mutti ihrem großen Jungen gewiß gern mit. Wer keinen Raum hat, um solch Schränkchen unterzubringen, möge sich wenigstens an der Innenseite der Kleiderhantel eine Querleiste anbringen, hinter welcher die auf Leisten geschlagenen Schuhe mit dem Absatz aufgehängt werden. Ein Mullvorhang schützt dann die Kleider vor der Berührung mit den Schuhen.

Wollen wir mal lachen?

In der Ausstellung

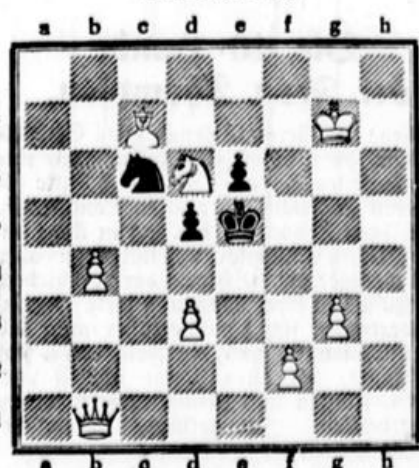
„Warum ärgern Sie sich denn so?“
„Was! Eine ganze Mark bezahle ich, um mir solche Bilder anzusehen? Unverschämtheit!“
„Trösten Sie sich! Mindestens zwanzig Mark hat der Maler gezahlt, um seine Bilder auszustellen...“

Fortschritt der Technik

„Ferdinand, kannst du mir sagen, was unsere Vorfahren gemacht haben, ehe die Entdeckung des Gases und der Elektrizität gemacht wurden?“
„Sie machten — sie machten — sie machten Ersparnisse!“

Schachaufgabe

Ernst Marwitz



Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung. Weiß: König g 7, Dame b 1, Läufer c 7, Springer d 6, Bauer b 4, d 3, f 2, g 3. — Schwarz: König e 5, Springer c 6, Bauer d 5, e 6.

Die zerbrochene Scheibe

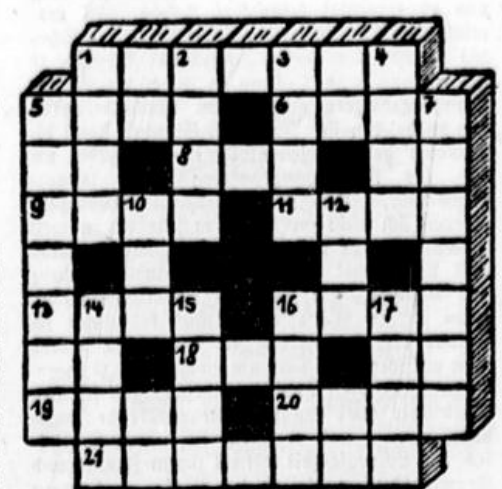
Ein etwas angeheiterte Herrengehilfe fährt in einem Eisenbahnabteil, in dem sich keine weiteren Fahrgäste befinden. Einer der Herren hat nun das Unglück, mit seinem Spazierstock ein Loch in die Scheibe zu stoßen. Als findiger Kopf macht er den anderen den Vorschlag, einen Steinwurf von außen vorzutauschen, um Erfassungsrücken der Bahnverwaltung zu begünstigen. Zu diesem Zweck wird richtig die Notbremse gezogen, die Geisteskraft steigt aus, um scheinbar ernst den Schaffner zu rufen, wäh-

rend der Schaffner unbemerkt einen Stein aufnimmt und ins Wageneinnere legt. Aber nachdem der Schaffner ein Bild in den Wagen geworfen hatte, kam ihm die Sache verdächtig vor, er stellte eine genauere Untersuchung an, und nun hatten die Schwindler nicht nur die Scheibe zu bezahlen, sondern es wurde ihnen auch noch eine Strafe auferlegt, weil sie vorwiegend die Notbremse gezogen hatten.

Warum aber hatte der Schaffner Verdacht geschöpft und was hatte seinen Verdacht bekräftigt?

Kreuzworträtsel

Wagerecht: 1. deutsche Hafenstadt, 5. salzhaltiges Quellwasser, 6. Brotform, 8. Gebirge im Braunschweigischen, 9. Männername, 11. Schimmelpilz, 13. meteorologischer Begriff, 16. russischer Gebirgszug, 18. abessinischer Titel, 19. römischer Kaiser, 20. franz.: Kohl, 21. bayerische Großstadt.



Senkrecht: 1. lässiger Spott, 2. großes Gewässer, 3. Laubbauart, 4. gefährlicher Stoff, 5. pommerische Hafenstadt, 7. schlesische Hauptstadt, 10. nordischer Gott, 12. Vornamen eines berühmten türkischen Sultans, 14. lat.: ebenso, 15. Knechtsdienst, 16. altertümliches deutsches Städtchen, 17. altägyptischer Feldherr.

Silbenrätsel

Aus den Silben

at — do — co — de — de — de — de — bi — du — e — e — cil — el — eu — ge — gnac — hau — hin — hin — i — kulh — la — la — lin — lo — ma — mith — naph — ni — nord — o — pi — ra — se — sen — so — so — sta — te — tha — thel — ti — tü — us — val — wa — wend — zi

Sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, beidermal die gleiche Operette von Offenbach ergeben.

1. vulkanischer Berg im Elbursgebirge
2. Strom in Indien
3. Name einer französischen Kaiserin
4. Teilhaber, Gesellschafter
5. alkoholisches Getränk
6. Kettengebirge in Innerasien
7. Oper von Verdi
8. hochgradige Begeisterung
9. Kohlenwasserstoff im Steinkohlenteer
10. Zwischenhandlung
11. moderner Komponist
12. Schnellstufeller
13. französischer Staatsmann
14. Liebesstück
15. Stadt a. Südrussland d. Hargen
16. Sonnenkönig

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe

Lösung: König b 8 — b 7

- 1) ... K d 4 x S d 5; 2) S c 4 — b 6 f, K d 5 beliebig; 3) D f 8 x f 6 matt.
- 1) ... K d 4 x S c 4; 2) S d 5 — b 6 f, K c 4 — c 5; 3) D f 8 x c 5 matt.
- 1) ... d 4; 2) ... K c 4 — d 4; 3) D f 8 x f 6 matt.
- 1) ... f 6 x g 5; 2) D f 8 — f 6 f, K x S beliebig; 3) S — b 6 matt.

Wieviel Blätter hat die Akazie?

Er sah, wie der Wind einige Blätter der Akazie entführte. Als der Mediziner nun dieselbe Zahl wie beim ersten Mal wiederholte, konnte er ihm beweisen, daß er gelogen hatte.

Kreuzworträtsel

Wagerecht: 1. Aht, 3. re, 5. Tarnung, 6. Aita, 7. Egel, 9. blau, 11. Velt, 12. Ausland, 13. fit.

Senkrecht: 1. Aera, 2. true, 3. Rathaus, 4. England, 6. Alb, 8. Lat, 10. ufus, 11. laut.

Silbenrätsel

1. Jute, 2. Eholi, 3. Diamant, 4. Erlau, 5. Skorpion, 6. Dortmund, 7. Jlias, 8. Karfole, 9. Gerberel, 10. Helvetien, 11. Anemone, 12. Tienfchan, 13. Saratow, 14. Ebene, 15. Jretisch, 16. Remessis, 17. Glüde, 18. Jilertal. — Jedes Ding hat seine Zeit und seinen Wechsel



Sonntagsausflug

„Die letzten schönen Sommertage muß man ins Grüne fahren!“ erklärte mein Freund Olaf. „Und da du deinen Wagen noch hast, fahren wir am Sonnabend los und bleiben den Sonntag in Waldheimbach.“ Nun lachte ich es.

Und ich holte Olaf pünktlich ab. Ich bin ein gefelliger Mensch. Aber mein Vierstücker bekam ein leichtes Bibbern, als er die Fahrgäste sah. Zwei reizende Kinder — Jungen zwischen 12 und 14 Jahren —, ein Dadel, ein Kanarienvogel, eine frange Kasse, Vater, Mutter und ich, der glückliche Besitzer. Dazu Kofferte, Regenschirme, Schachteln, ein Pompadour, Regenmäntel. Der spätsommerliche kühle Wind konnte uns nichts anhaben, wir schwigten.

Nach etlichen Kilometern streifte der linke Hinterrreifen, er war platt. Bei ihm wirkte sich das störende aus als bei mir. Nachdem das Benzin noch ausgelaufen war, die Kinder vom vielen Essen seetrant geworden waren, der Kanarienvogel plötzlich von der schnell gefundeten Kasse verpeißt worden war, drei Hühnerleichen unsern Weg zeigten, vier Gendarmen mich wegen ungeschickten Fahrens aufgeschrieben und drei wegen Ueberbelastung des Wagens vermerkt und verwahrt hatten, kamen wir endlich — nicht ans Ziel, sondern in einen tiefen Wald, aus dem ein Ausweg unmöglich schien. Es ging langsam an zu regnen, der Dadel jagte freudig und immer ferner bellend ins Unterholz, Frau und Kinder bemächtigten sich der Decken, Mäntel und Schirme und richteten sich gemütlich in meinem Wagen ein. Olaf tobte, weil er sich von einem solchen Idioten wie mir mit einem solchen Klapperkasten wie meinem hatte einladen lassen. Die holde Gattin sagte häßliche Dinge von Männern, die nie von Kavalleriewesen etwas gehört hätten, womit sie ihren Gatten nicht meinte. Man bemächtigte sich noch meines Pullovers, um es den lieben Kindern auch so behaglich wie möglich zu machen, und dann kletterte ich mich unter einem sanft tropfenden Busch aus, der mir die Nacht hindurch unablässig die Illusion gab, in der Badewanne zu liegen und die Brause nicht abstellen zu können.

Ich wurde davon munter, daß mich jemand energisch anbrüllte und wackelte. Mit dem ersten Blick sah ich mein Auto im Teich stehen und zwei triefende Jungen jämmerlich um Hilfe brüllen. Nachdem ich sie gerettet hatte und unter den bösen Blicken der Mutter an deren Herz abgeliefert hatte, zog ich mich einige Schritte zurück. Ich bemerkte, wie die liebevollen Eltern gütlich bemüht waren, die guten Kleinen über das böse Auto und den unfreundlichen Onkel zu trösten und mich nicht beachteten. Worauf ich wie der beste Schnellaufer entrannte, unter Zurücklassung von Auto und Pullover. Wie eine Rakete kam ich auf dem Bahnhof an. Lief noch 15 Meter hinter dem fahrenden Zug her und fuhr nach Hause.

Lena Foyter.

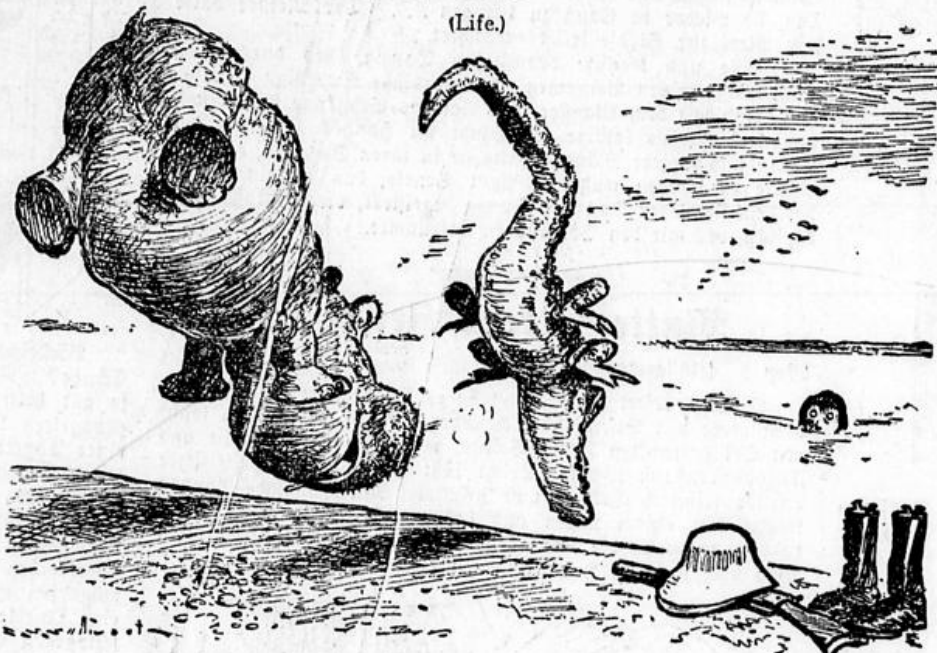
Die Perle

Frieda heißt die neue Perle. Die Hausfrau wühlt in den Zeugnissen. „Warum hat man Ihnen die letzte Stellung getündigt?“ fragt sie. „Die Hausfrau war zu nervös...“

Worüber das Ausland lacht ...



„Liebling, diese schönen fleischfarbenen Strümpfe mußt du mir kaufen!“
Sein größter Augenblick



Das Nilpferd zum Automobil: „Ein wenig Gymnastik vor dem Frühstück wird Ihren Appetit anregen.“

Kindermund

„Nervös?“
„Ja — sie konnte den Lärm von verbrennendem Gehirn nicht vertragen.“

Auch ein Stolz

„Ja, Herr Müller, warum ist denn Ihr Junge so stolz? Er spaziert daher, als ob ihm die ganze Welt gehört.“
„Wissen Sie, der hat mit seinen Nasen die ganze Schule angepöbelt, und jetzt ist sie wegen ihm geschlossen worden.“

„Fräulein, wenn ich meine Milchzähne verliere, dann trage ich doch eine andere Sorte von Zähnen?“
„Ja gewiß, Hansel“, erwidert Fräulein. „Nennt man die denn Bierzähne oder Kaffeezähne oder wie denn?“

„Mutti, was ist denn das für eine Pflanze?“ fragt Klein-Junge im Botanischen Garten.

„Eine Tabakspflanze“, rief Dr. Dr. von dem danebenstehenden Schild ab.
„Aber da sind ja gar keine Früchte daran?“
„Was für Früchte denn, Liebster?“
„Na — Zigarren!“

„Papa“, fragt die kleine Elise, indem sie neugierig ihrem Vati zusieht, der eifrig vor dem Spiegel beschäftigt ist. „Papa, was machst du denn da?“

„Ich ziehe mir die weißen Haare aus“, erwidert Papa sehr kurz.
„Papa, warum ziehst du denn nicht die schwarzen Haare aus, das ginge doch viel schneller?“

„Mutti, jetzt weiß ich, was Vati immer denkt, wenn er am Abendbrockisch das Brot schneidet...“

„Nun, was denkst du denn“, erkundigt sich Mutti.

„Er denkt wie der Onkel, der neulich im Radio gesungen hat: Ich schnitt es gern in alle Rinden ein...“

„Vati, was wünschst du dir denn zum Geburtstag?“ fragt Frä. Frä.
„Ich — lauter artige Kinder!“ ist des ruhenden bedürftigen Patis Antwort.
„Was, noch mehr?! Und wir sind doch schon sechs!“ mißversteht der Sprößling.

Empfehlung

„Ober, ich habe nur einen Fünziger bei mir was können Sie mir da empfehlen?“
„Ein anderes Restaurant...“

Jägerlatein

„Dingsda erzählt eneußlich, er hätte einen Hasen mit fünf Läufen geschossen — unglücklich!“
„Was — der Treffer oder die fünf Läufe?“

Er hat Recht!

„Es ist doch fürchterlich, daß in der Welt so viele Lügen und Unwahrheiten verbreitet werden!“
„Ach was! Es wäre noch viel schlimmer, wenn alles stimmte, was man so zu hören bekommt!“

Wird er es wagen?

Stallburche: „Herr Leonini, draußen ist der Schneider, er bringt die Rechnung...“
Tierbändiger, seine Löwen durch den Reifen springen lassend: „Ja schön — ich lasse ihn bitten herzukommen.“

Der ungläubige Schuhmann

Richter zum Verhafteten: „Hören Sie mal, Möllers, schon wieder werden Sie vorgeführt! Habe ich Sie nicht ermahnt, sich nicht wieder hierher zu lassen?“
Möllers: „Ja, Herr Gerichtshof — aber der Wachtmeister, der mich festnahm, wollte mir nicht glauben.“

Ablehnung

„Na, Lottie, soll ich dich mal rudern?“ bietet sich Georg an.
„Danke, nein.“
„Du hast wohl Angst?“
„Nein, aber es ist mir zu kalt zum Schwimmen.“

Wald Feld und Heide

Petriheil im Frühherbst

Mehr und mehr geht das Insektenleben zurück und auch der Pflanzenwuchs unserer Gewässer schränkt sich im beginnenden Herbst ein. Nun kommt die beste Zeit für den Grundangler.

Wenn auch der Mal nicht mehr heißt, so zeitigt doch der Köder gute Ergebnisse — wenn man Glück hat, wie ja überhaupt der Laifang unter neun Malen nur einmal Erfolg bringt. Nach der Mitte des Septembers lehnt die Forelle mittraulich jede Fliege ab und mag sie noch so lustig bunt in der Sonne dicht über dem Wasserpiegel tanzen. Es ist, als ob die Rotgetüpfelte weiß, daß nun die Schonzeit stritte beginnt. Nur die Aelche ist noch für gewisse Motten zu haben. Die Fluggerte ruht also noch nicht bei ihrem Fang. In den Flüssen beihen von den Friedfischen: Brachsen, Döbel, Barbe, Rotauge, Aal, Güster, Kasse, fischerei bringt die besten Ergebnisse. Der Barsch entwickelt regsten Appetit, und für den Rapfen, diesen Friedfisch mit der Raubfischnatur, kommt die Bestzeit für die Wurmfischerei. Auch der Zander heißt gut, der Hecht ist im Zuge und auch der Karpfen ist tüchtig gefrirt werden. Die Fische ziehen sich allmählich in die Tiefe zurück.

Alte Ringvögel

In der Gemarkung Todesfelde, Kreis Segeberg (Holstein), wurde eine mit einem Ring der Vogelwarte Helgoland gezeichnete Ringvögel gefangen. Nach Mitteilung der Vogelwarte wurde der Vogel am 13. Juli 1923 auf der in der Nordsee liegenden Insel Trischen beringt, hat es also auf ein Alter von elf Jahren gebracht. Seeschwalben, Möwen und ihre Verwandten scheinen überhaupt ein recht hohes Alter erreichen zu können. So wurden schon mehrfach Seeschwalben nach fünf bis acht Jahren zurückgemeldet. Silbermöwen wurden nach elf und fünfzehn Jahren wieder erbeutet, und eine englische Nachmöwe erreichte sogar ein Alter von zwanzig Jahren und dürfte damit den Rekord unter den Ringvögeln halten. Der Vogel wurde am 13. Juni 1910 in Ravensalah beringt und am 26. Mai 1930 dort tot gefunden. Fast ebenso alt wurde eine Alerchurpie, die im Mai 1913 in der Urbs-Vogel (Argentinien) gezeichnet und im März 1929 im Departement Konstantine (Algerien) erbeutet wurde. So ist der Ringvögel nicht nur geeignet, über Zugwege und Winterherberge unserer Vögel Auskunft zu geben, sondern auch über die bisher wenig geklärte Frage des Alters Klarheit zu verschaffen.

Die Herbstschnepe

Mit zu den schönsten Herbstfreuden gehört das Buhjieren auf die Waldschnepe während

der Zugzeit. Es sei aber bedacht, daß zu dieser Jagd nicht nur ein gewandter und flinker Schütze, sondern auch ein zuverlässiger Hund gehört. Die Suche auf die Herbstschnepe will eben verstanden sein. Neben seiner feinen Nase muß der Begleithund für diesen Zweck ruhig, stetig und fleißig suchen und so gehorchen, daß er sich unter der Flinte halten läßt. — Die Schnepe liegt in den Morgen- und Mittagsstunden meist sehr fest, läuft wenig und erfordert feinnasige Hunde, will man erfolgreich die Buhjierjagd ausüben. Der Schuß auf die vor dem Hunde aufstehende Schnepe ist leicht, wenn nicht Dedung in Form von dichten Stangengehölzern oder hohem Wacholderunterbau vorhanden ist. In engen Stangen steigt die Schnepe gern ferkengerade in die Höhe, um aus der ihr unangenehmen Enge herauszukommen. Solche „Kletternden“ Schnepen schießen sich nicht gut, da man sehr oft zu weit hinten abkommt und darunterweg schießt. Man läßt den Vogel deshalb besser außer Dedung und verläßt ihn dort mit dem Schrote zu fressen. Die Schnepe verträgt besonders im Herbst viel Schrot, und die Stärke Nr. 5 muß man unbedingt wählen, um weitgerecht zu jagen. — Herbststirzeit und Buhjierjagd sind für den Waldjäger zwei eng zusammengehörnde Jagdbetätigungen, und er schließt sich überaus glücklich, die Schnepezeit mit all ihrem Zauber und ihren jagdlichen Reizen im Revier verbringen zu können.

Die 40 Hunde der Frau Thompson.

Liebe zu Tieren ist gewiß etwas Schönes, sie kann aber unter Umständen auch ihre Schattenseiten haben. Und das hatte sie bestimmt im Falle einer alten Londonerin, einer Frau Thompson, die, um in ihrer altmütterlichen Einsamkeit Gesellschaft zu haben, nicht weniger als 40 Hunde der verschiedensten Rassen in ihrer Wohnung hielt. Natürlich vertrugen sich die Vierfüßer nicht alle gut miteinander, und die Folge war, daß die Räume der alten Dame ständig vom Bellen, Klaffen und Heulen ihrer Lieblinge wiederhallten. Zur geringen Freude der übrigen Bewohner des Hauses.

Es kam so weit, daß einer der Hausgenossen, durch das dauernde Hundelärmgeklärr gemacht, in eine Heilanstalt gebracht werden mußte. Dies traurige Schicksal veranlaßte seine Nachbarn, um einem ähnlichen Völe zu entgehen, gegen die Dame mit den 40 Hunden gerichtliche Schritte in Anspruch zu nehmen, da gütliche Vorstellungen nicht den geringsten Erfolg zeigten. Sie drangen auch durch, denn nach Feststellung des Tatbestandes kam das Gericht zu der Überzeugung, daß drei Hunde in einer immerhin nicht allzu großen Wohnung genug, die übrigen 37 dagegen abzuschaffen seien. Die anderen Mieter haben nun wenigstens ihre Ruhe, es bleibt nur abzuwarten, wie Frau Thompson die Verurteilung von ihren 37 vierbeinigen Freunden überleben wird.